

Greifenstein.

Eine Geschichte

in

Zwei Bänden

von

F. Marion Crawford.

Autorisirte Uebersetzung

von

Th. Höpfner.

Erster Band.

Berlin.

Druck und Verlag von Georg Reimer.

1893.

Erstes Kapitel.

Frau von Siegmundskron war eigentlich noch nicht weit über die mittleren Jahre hinaus, obſchon die Leute im Dorfe ſie gewöhnlich die alte Baronin nannten. Ihr Haar war ganz weiß, und ſie war blaß und hager; ihre ſcharf geſchnittenen, etwas abgezehrten Züge zeugten von entſchwundener Schönheit, und wenn ihre hohe weiße Stirn und ihr wachsbleiches Geſicht frei von Falten und Runzeln waren, ſo mußte es daran liegen, daß Zeit und Kummer keinen plastiſchen Stoff darin gefunden hatten, um ihre Geſchichte zu verzeichnen. Sie war ſehr groß und trug den Kopf hoch; ſie ging mit feſtem elastiſchem Schritt, wie man es nicht von einer Frau erwartet hätte, deren Aeußeres ſo wenig Kraft verrieth. Allerdings war ſie in ihrem Leben niemals krank geweſen, und ihre Magerkeit hatte die natürlichſte Urſache von der Welt, allein dieſe Thatſachen waren der Außenwelt unbekannt und aus Gründen, die bald erwähnt werden ſollen, wäre ſie die Letzte geweſen, darüber zu ſprechen. Auch lag etwas in dem Ausdruck ihrer von noch immer dunkelbraunen langen Wimpern beſchatteten blauen Augen, was jedes Wort der Theilnahme zurückwies. Selbſt der unerfahrenſte Menſch konnte auf den erſten Blick ſehen, daß ſie zu den ſtolzeſten Frauen gehörte, und konnte

errathen, daß sie auch eine der zurückhaltendsten sein müsse. Sie trat auf und sprach, als ob Siegmundskron noch daselbe wäre wie in früheren Tagen, und sie hatte ihr einziges Kind so erzogen, daß es ihr möglichst ähnlich sah, in so fern als ein so junges und schönes Wesen einem anderen, das schon das Gepräge des Alters und des Ernstes trägt, ähnlich sein kann.

Armuth ist kein ausreichendes Wort, um die Verhältnisse zu bezeichnen, in welchen Mutter und Tochter schon seit vielen Jahren lebten. Sie hatten keine anderen Existenzmittel als die Pension, welche der Wittwe des Lieutenants von Siegmundskron bewilligt worden, der in dem mörderischen Kampfe gegen Frankreich „auf dem Felde der Ehre gefallen war“, wie es in dem officiellen Bericht hieß. Er war der letzte seines Namens gewesen und bei seinem Tode war keiner seiner Verwandten mehr am Leben. Zwei Jahre vorher hatte er ein junges Mädchen, gleich ihm von Adel und ohne Vermögen, geheirathet und noch die Geburt einer Tochter erlebt, die dazu bestimmt war, seinen adeligen Namen, seine Armuth und die fahlen Mauern seines Ahnenschlosses zu erben.

Siegmundskron war seiner Zeit eine mächtige Burg gewesen, und die halb verfallenen Mauern der alten Feste erhoben sich noch immer majestätisch auf dem Gipfel des Felsens. Der Verfall war eigentlich bis jetzt mehr scheinbar als wirklich, und wenn einige Tausende auf die Ausbesserung des Mauerwerkes zweckmäßig verwendet worden wären, so hätte das genügt, um die Gebäude in ihrer ursprünglichen Vollständigkeit wiederherzustellen. Mancher reich gewordene Kaufmann oder Banquier würde einen ansehnlichen Preis für das Schloß gezahlt haben, obschon die früher dazu gehörigen Ländereien bereits verkauft waren,

und der Wald bis an den Fuß des Felsens der Regierung gehörte. Allein die Herrin von Siegmundskron wäre eher in ihrem gewölbten Gemach Hungers gestorben, als daß sie die Hälfte Goldes aus ganz Schwaben genommen hätte, um das Erbschloß ihres Vatten zu veräußern. Ueberdies war ja Greif da, und Greif sollte Hilda heirathen, und dann würde alles wieder gut werden. Greif würde mit seinem Gelde das alte Schloß ausbauen und neu einrichten und frisches Leben in die alten Hallen und Gemächer zurückbringen. Aber damit Greif Hilda heirathete, mußte diese zu einem schönen Mädchen aufwachsen, und damit sie überhaupt aufwüchse, war es nothwendig, Hilda zu ernähren.

So weit war es gekommen, zu der Sorge ums bloße tägliche Brod. Für zwei reichte es nicht aus, aber Hilda durfte nicht darben. Das war das Geheimniß, welches Niemand, selbst Hilda nicht, jemals errathen durfte. In den ersten Jahren war es nicht so schwer gewesen auszukommen. Es gab noch etwas alten Schmuck und sonst einige überflüssige Sachen zu verkaufen, die etwas Geld einbrachten. So lange Hilda klein war, ging alles leichter, da brauchte sie nur wenig Kleider und auch weniger Speise. Endlich aber kam ein Tag, da sah Frau von Siegmundskron, die damals noch nicht so bleich und hager war wie jetzt, einen hungrigen Ausdruck in den Augen des blonden Mädchens. Wenig genug war für Beide da, allein die Mutter sagte sich, daß sie bei noch weniger bestehen könnte. Die wohlüberlegte Sparsamkeit, mit der sie nichts anschaffte, was nicht nahrhaft war, konnte nicht weiter getrieben werden. Es waren nur so und so viel Groschen täglich für Speise vorhanden und mehr ausgeben, hieße am nächsten Tage hungern. Von da ab begann Frau von Siegmundskron über Kopfweh und Mangel an Schlaf zu klagen.

Sie sagte, sie könnte nichts essen, es hätte nichts auf sich, in einigen Tagen würde ihr besser sein. Allein aus den Tagen wurden Wochen, aus den Wochen Monate, aus den Monaten Jahre, und Hilda wuchs groß und schön empor, unbewußt, daß sie ihrer Mutter täglich Brod mitverzehrete. Kein Einsiedler lebte je von so wenig Speise wie der Baronin genügte; kein elender Schiffbrüchiger theilte sich je so ängstlich das Loth Zwieback zu, womit er Tag für Tag sein Leben fristen mußte; kein Märtyrer ergab sich je so still und geduldig in sein Leiden. Aber Hilda wuchs heran, und die Jahre verschwanden, und zu rechter Zeit würde ja Greif kommen.

Greif, der Mittelpunkt so großer Hoffnungen, war sowohl ein weitläufiger Verwandter als ein Gutsnachbar. Die Verwandtschaft kam durch Hilda's Mutter, deren Großvater ein Greifenstein gewesen war, und die wohl immerhin eine kleine Beihilfe von ihren reichen Verwandten hätte annehmen können, besonders da sie entschieden wünschte, daß ihre Tochter deren einzigen Sohn heirathen möchte. Aber der Baronin verbot ihr Stolz, unter dem Druck der Noth das anzunehmen, was ihr nicht früher aus freien Stücken angeboten worden war. Indessen muß man auch zugeben, daß die Greifensteins zwar wußten, daß die Siegmundskrons sehr arm wären, aber doch nicht im entferntesten ahnten, daß es ihnen am täglichen Brod fehlte. Sie wußten, daß das Schloß noch immer das unbelastete Eigenthum der beiden Damen war, und meinten, wenn die Sachen wirklich schlimm ständen, würde die Baronin Geld darauf aufnehmen. Sie sprach mit ihren Verwandten nie über ihre Verhältnisse und entschuldigte sich aus Rücksicht auf ihre schwächliche Gesundheit dafür, daß sie sie nicht zu sich einlode. Nur bei seltenen Veranlassungen fuhren Greifen-

stein und seine Frau nach dem Schlosse herüber und immer wurden sie von derselben einfach gekleideten ältlichen Dame empfangen, die sie in dasselbe altmodische Zimmer führte, aus dem sie, nachdem sie ihren Besuch gemacht hatten, auf demselben Wege zurückkehrten. Das war alles, was sie von Siegmundstorn zu sehen bekamen. Zwei Mal im Jahre wurden Hilda und ihre Mutter auf vierzehn Tage nach Greifenstein eingeladen, aber Niemand hätte aus ihrem Benehmen schließen können, daß der dort herrschende Luxus ihnen etwas Ungewohntes wäre oder ihnen ihrer eigenen Häuslichkeit vorzuziehen erschien. Hilda's Erziehung war nicht vernachlässigt worden. Zu ihren frühesten Erinnerungen gehörten die Ermahnungen ihrer Mutter, niemals Bemerkungen über das zu machen, was sie bei Andern sähe. Das Kind begriff bald, was diese Vorschrift zu bedeuten habe, und da sie ein gut Theil von ihrer Mutter Stolz geerbt hatte, ahnte sie beinahe unbewußt ihr Benehmen nach. Greif selbst war der Einzige, welcher etwas von dem wahren Stand der Dinge hätte wissen können; aber da er von Kindheit auf in seine Cousine verliebt gewesen war, scheute er sich, sie durch Fragen zu verlegen. Denn Hilda war selbst ihm gegenüber zurückhaltend, nicht aus Scham arm zu erscheinen, sondern weil sie zu stolz war, um Andere auf den Gedanken zu bringen, daß sie und ihre Mutter je der Hilfe von Greifensteins bedürfen könnten. Ueberdies, falls der Widerwille der Baronin, eine Unterstützung zu erbitten, noch nicht genügend erklärt sein sollte, so gab es noch einen Grund, der allein zur Erklärung für ihr Verhalten ausreichen konnte. Zwischen ihr und Greifs Mutter bestand eine große, ganz unüberwindliche Abneigung. Sie konnte nicht begreifen, wie Greifenstein eine solche Frau geheirathet hatte. Darüber schwebte ein Geheimniß, das

sie nie ergründet hatte. Greifenstein selbst war ein ernster schweigsamer Mann von militärischem Aussehen; ein gewaltiger Jäger im Walde, eine Art altersgraues Denkmal ritterlicher Stärke, zäh wie Leder, verbindlich in seinen Manieren, von jener steifen Höflichkeit, die sich nie und unter keinen Umständen verändert, streng in seinen Grundsätzen, gottesfürchtig, loyal, voll der Vorurtheile, welche die besten Unterthanen eines Königreiches und die bittersten Gegner aller Neuerungen machen.

In ihrer äußeren Erscheinung und in ihrem Wesen bildete Frau von Greifenstein den vollkommensten Gegensatz zu ihrem Gemahl. Sie war in ihrer Jugend sehr hübsch, zart und lebhaft gewesen, jetzt war sie eine verblühte Blondine, voll sonderbarer Ziererei und überspannter Gefühle. Ohne besonderen Geschmack widmete sie doch ihrem Anzuge viel Zeit. Sie war klein und zierlich gebaut, und wenn ihr brennender Wunsch zu gefallen ihr einen Augenblick am Tage Ruhe gelassen hätte, so hätte sie noch für eine recht gut aussehende Dame gelten können. Leider war sie von rastloser Thätigkeit in Kleinigkeiten besetzt und schwieg selten. Bei manchen Frauen denkt man unwillkürlich an eine Druckseite, auf der zu viele Wörter in gesperrter Schrift und zu viel überflüssige Ausrufungszeichen vorkommen. Zuerst erwecken ihre beständigen Ausrufe der Bewunderung und Ausbrüche von Begeisterung bei dem Zuhörer ein gewisses Gefühl von Unruhe, woraus allmählig positives Unbehagen und am Ende gewöhnlich tiefgewurzelter Widerwille entsteht. Zuerst sieht man sich nach dem Gegenstande um, der ein so groteskes Lächeln hervorrufen konnte. Es ist nichts derart vorhanden, denn die Unterhaltung ist schwerfällig wie Blei, allein das Lächeln schwindet nicht; es geht nur durch die endlosen Variationen vom albernem

Grinsen bis zum schmelzend gezierten über, das zärtlich aussehcn soll. Das ganze Gesicht ist in beständiger Bewegung, gerade so wie die Gesichtsmuskeln eines durch den electrischen Strom berührten todten Körpers den Ausdruck aller möglichen menschlichen Empfindungen nachzuäffen scheinen.

Allein Frau von Greifenstein war in Wirklichkeit nicht so kindisch, wie man hätte denken sollen. Ihre Albernheit lag nur auf der Oberfläche. Ein Theil ihres Lebens hatte sich unter höchst seltsamen Verhältnissen abgespielt, und ginge man der Wahrheit auf den Grund, so würde sich zeigen, daß sie aus einer Lage, welche Vielen hoffnungslos erschienen wäre, persönlichen Vorthcil zu ziehen gewußt hatte. Sie und ihr Mann verließen ihr Schloß im Schwarzwald nur selten, und es läßt sich denken, daß ihr Leben sehr langweilig und eintönig war. In ihrem Herzen aber erkannte Clara von Greifenstein, daß ihre jetzige behagliche Zurückgezogenheit ein Paradies wäre im Vergleich zu dem Leben, welches sie geführt haben müßte, wenn sie sich nicht im rechten Augenblick zu helfen gewußt hätte. Während der ersten Jahre ihrer Verheirathung war die Erinnerung an ihr Vorleben für sie so peinlich gewesen, daß sie in beständiger Angst schwebte, und zu einer Zeit hatte sie sogar immer eine beträchtliche Geldsumme bei sich getragen, als ob sie fürchtete, plötzlich eine unerwartete Reise antreten zu müssen. Allein mehr als fünfundzwanzig Jahre waren ohne einen störenden Zwischenfall dahingegangen, und sie fühlte sich jetzt ganz sicher. Ueberdies war ihr ein Sohn geboren, der seinem Vater sehr ähnlich zu werden versprach. Es läßt sich nicht sagen, welche Wendung die Dinge ohne Greif genommen hätten, denn obgleich Clara's Gatte ihr gegenüber daselbe förmliche und rücksichtsvolle Benehmen

beibehielt, welches ihm in ihrem Verhältniß zu einander immer eigenthümlich gewesen war, so gestand er sich doch ein, daß sie nicht mit Anmuth alterte, und es ist sogar möglich, daß sein ernstes Gesicht in der Einsamkeit des Waldes manchmal einen Ausdruck schmerzlichen Bedauerns, ja wohl wirklichen Widerwillens annahm, wenn er an das erzwungene Lächeln und alberne Gerede seiner Frau dachte. Möglicherweise mag er sich auch manchmal über ihre Verhältnisse vor ihrer ersten Verheirathung den Kopf zerbrochen haben, denn er hatte sie als Wittwe von anscheinend nicht mehr als fünfundzwanzig Jahren kennen gelernt. Wenn aber irgend welche Zweifel, die seiner Ehre zu nahe traten, in ihm aufgestiegen wären, so hätte sein Stolz sie gewiß sofort erstickt. War sie nicht Greiß Mutter? Und überdies, wenn alles ans Licht käme, war nicht in seiner eignen Familie ein häßlicher dunkler Fleck in Gestalt seines Halbbruders Runo von Riesenack? Eben die Existenz jenes Runo von Riesenack, von dem Clara nichts wußte, war der Grund, weshalb Greifenstein so viele Jahre auf dem Lande gelebt und, wenn er überhaupt reiste, nur außerhalb Deutschlands Reisen gemacht hatte. Er wunderte sich, daß seine Frau, die nichts von der Geschichte wußte, willens war, seine Einsamkeit im Schwarzwald ohne Murren zu theilen, und ihre Fügsamkeit legte an sich schon den Gedanken nahe, daß sie vielleicht auch alle Ursache hätte, ein zurückgezogenes Leben vorzuziehen. Wenn er sich aber mit dem zufrieden gegeben hatte, was er vor fünfundzwanzig Jahren von ihr wußte, war er nicht der Mann danach, sich jetzt Zweifel zu gestatten, da Clara die Mutter des stattlichen Jünglings, des Erben von ganz Greifenstein, war.

Im Juli sollte Greif von der Universität nach Hause zurückkehren und gleich darauf Hilbe mit ihrer Mutter zu

ihrem halbjährlichen Besuche herüberkommen. Der alte Landstz, wo diese Zusammenkunft der Familie stattfand, war anderen Schlössern so unähnlich, daß er eine kurze Beschreibung verdient.

Der Schwäbische Schwarzwald ist buchstäblich schwarz, außer wenn der Winterschnee schwer auf den Zweigen der riesigen Bäume lastet und darunter geschichtet liegt, so daß er den weichen Teppich von Tannennadeln mehrere Fuß hoch bedeckt. Die Gegend hat etwas Schwermüthiges und ist an vielen Stellen recht eintönig. Von Zeit zu Zeit springen Felsen schroff aus dem Walde hervor, gewöhnlich an solchen Stellen, wo die Nagold, eher ein reißender Strom als ein Fluß, eine scharfe Biegung macht. Manche dieser steilen Felsenspitzen werden von alten Bergvesten gekrönt; die meisten davon liegen in Trümmern, einige aber sind noch gut im Stande und werden von ihren Besitzern bewohnt. Der Name Greifenstein wird sich auf keiner Karte des Kreises finden, wer aber jene wilde, wenig besuchte Gegend kennt, wird den Ort erkennen. Der tosende Strom macht hier eine scharfe Biegung und umspült den Fuß eines abschüssigen keilförmigen Felsens. Die Seiten desselben sind so steil, daß diejenigen, welche den Gipfel zu einer Festung erkoren, nicht nöthig befanden, eine Schutzwehr zu errichten, ausgenommen eine riesige Mauer, welche quer über den Felskeil läuft und so eine dreieckige Fläche zwischen dem mächtigen Bollwerk und den beiden Abgründen abschließt, welche an der Spitze zusammentreffen. Diese einzige Befestigung besteht aus massivem, ungeheuer dickem Mauerwerk von beträchtlicher Höhe; die beiden äußeren Enden werden von hohen Thürmen überragt, die durch einen auf der Höhe der Mauer hinlaufenden bedeckten Gang miteinander in Verbindung stehen; selbst in dieser Höhe ist

die Mauer volle sechs Fuß breit und beinahe hundert Fuß lang. Dieses war die Schutzmauer, hinter welcher die Greifensteins durch viele Geschlechter zur Zeit der Raubritter sicher gewohnt hatten. So gewiß waren sie ihrer Sicherheit, daß sie auf der Innenseite der Befestigung ihren Wohnsitz in einer Weise erbauten, die nicht an Krieg oder Gefahr denken ließ. Das Wohnhaus war im gothischen Styl mit vielen Fenstern und mit geräumigen Balkonen und schöner Steinarbeit geschmückt. Die dreieckige Plattform war in einen Blumengarten umgewandelt und mit einer Brustwehr umgeben worden. Im Norden durch die ungeheure Mauer geschützt und von Süden her der Sonne ausgesetzt, gediehen die Pflanzen wie in einem künstlichen Frühling, und im Sommer spielten Wasserstrahlen in den Marmorbecken und kühlten die heiße würzige Lannenluft.

Ein schmaler Thorweg, kaum breit genug für zwei nebeneinander gehende Personen, gab zu diesem Paradiese Zutritt durch die graue fensterlose Mauer, welche es von dem düstern Walde draußen trennte. Nur ein kleines Gebäude war nach der Waldseite, kaum fünfzig Meter vom Thorweg entfernt, sichtbar. Das war ein kleiner viereckiger steinerner Thurm, von Gestrüpp und Schlingpflanzen überwuchert und augenscheinlich dem Verfall preisgegeben. Bei der Familie und in der Nachbarschaft war er als der Hungerthurm bekannt, weil er in der guten alten Zeit, als die Herren von Greifenstein noch thaten, was ihnen beliebte, als ein Ort benutzt wurde, in dem man Gefangene verhungern ließ. Frau von Siegmundskron pflegte das alte Gebäude mit eigenthümlichen Blicken zu betrachten, wenn sie bei ihren Verwandten zum Besuch war. Sie hätte die Qualen der armen Elenden, die darin umgekommen, eben so gut wie diese selbst beschreiben können, ja

vielleicht besser. Raum zwei Stunden entfernt von all dem Wohlleben, das sich hinter dieser hohen Mauer barg, hatte sie Jahre lang gehungert, damit ihr einziges Kind zu leben hätte. Und doch zogen die wohlgenährten Waldbewohner ihre Mühen und ihre rothigen Frauen und Töchter knixten vor der Fran Baronin, welche, wie sie sich erzählten, in dem Schlosse Siegmundskron unerhörte Schätze aufspeicherte, die eines Tages dem blonden Fräulein Hilba gehören würden. Sie wußten, denn das konnte ihres Gleichen nicht verborgen bleiben, wie wenig Silbermünzen durch die Hände der alten Bärbel gingen, wenn sie ins Dorf auf den Markt kam, um Nahrungsmittel einzukaufen, und schlossen daraus natürlich, daß die Baronin so geizig wäre, wie viele von ihnen, und ihr Gold in einer zerbrochenen Theekanne in irgend einem Winkel der alten Thürme aufbewahrte, den nur die Eulen finden konnten. Es ist auch möglich, daß Bärbel — ihr Name war Barbara — sie in diesem Gedanken bestärkte, weil sie es für besser hielt, daß ihre geliebte Herrin für geizig als für arm angesehen wurde. Der Bürgermeister des Fleckens, der seinen Rock auszog, um seinen Namen zu unterschreiben, wenn diese wichtige Handlung unvermeidlich war, der aber viel mehr wissen sollte als der Schulmeister, pflegte von Bergwerken in Schlesien zu erzählen, die den Siegmundskrons gehörten; und ein Paar Mal ging er sogar soweit seine Zuhörer zu versichern, daß Gold und sogar Diamanten dort gefunden würden, und zwar in Blöcken so groß wie sein Maßkrug, der inhaltsschwere Krug, aus dem er geistreiche Gedanken für die Unterhaltung oder je nachdem ruhige Befriedigung für seine einsamen Stunden schöpfte. Alle aber kamen in der Voraussetzung überein, daß die Sachen viel besser stehen würden, wenn nur erst der junge Herr von Greifen-

stein mit dem Fräulein von Siegmundskron verheirathet wäre.

An jenem warmen Julinachmittag, als Greif erwartet wurde, nahm sein Vater seine Flinte, obschon es um diese Jahreszeit wenig zu schießen gab, und ging allein die Landstraße hinunter, welche nach der entfernten Bahnstation führte. Der behäbige Thorwart lächelte vergnügt, als er seinem Herrn nachschaute. Denn seit Jahren, so oft der Student nach Hause kommen sollte, war der alte Greifstein genau so den Weg hinabgegangen, ohne Jemandem ein Wort zu sagen, immer aber mit dem Ausdruck freudiger Erwartung in den Augen, der sonst nie darin zu sehen war. Gewöhnlich fuhr auch der mit Greißs Gepäck beladene Wagen ein bis zwei Stunden früher am Thore vor, ehe Vater und Sohn zu Fuß aus den ersten Bäumen des Waldes heraustraten. Auch heute war der Herr bei Zeiten ausgegangen, und es würde lange dauern, ehe er die Schellen der Pferde unter sich im Thale läuten hörte. Er ging rasch, wie thatkräftige Männer zu thun pflegen, wenn sie allein sind und Niemand sie aufhält, dann und wann blieb er stehen, um zu sehen, wohin ein Hase sprang oder um zu lauschen, wenn sein scharfes Ohr den Tritt eines Rehbocks vernahm. Er wußte, daß er meilenweit gehen konnte, ohne ein menschliches Wesen zu treffen. Der Weg war sein, das Land, der Wald war sein. In dieser Gegend wurden keine Bäume gefällt, und außer ihm und seinen Leuten hatte Niemand das Recht, im Walde herumzuschleichen. In der völligen Einsamkeit verloren seine Züge etwas von ihrer Strenge und nahmen einen anderen Ausdruck an. Die Freude auf das Wiedersehen mit seinem Sohne leuchtete noch in seinen Augen, im Uebrigen aber lag ein müder Ausdruck auf seinem Gesichte, welcher selbst

diejenigen, welche ihn am besten kannten, befremdet haben würde. Er dachte, wie anders das Leben sein würde, wenn er mit Greif während der nächsten Duzend Jahre die einzigen Bewohner des alten Schlosses wären. Dann richtete er sich plötzlich steif auf und schritt weiter.

Endlich schlug von fern das Klingeln der Schellen aus der Tiefe des Waldes an sein Ohr und zugleich der dumpfe Schall von Rosseshufen, der unter den Bäumen wiederhallte. Er beschleunigte seine Schritte, denn er wußte, auf wie weite Entfernung hin der Schall zu hören war. Erst nach zehn Minuten kam der Wagen in Sicht, und dann ertönte auch augenblicklich ein lauter Ruf durch den Wald, auf den in tieferem aber eben so kräftigem Ton die Antwort des alten Greifenstein erklang.

„Vater!“ — „Greif!“

Greif war vom Wagen gesprungen und lief den Berg mit einer Eile in die Höhe, mit der die Pferde kaum Schritt halten konnten. Noch einen Augenblick, und die beiden hochgewachsenen Männer lagen sich in den Armen und küßten sich auf die Wangen.

Der Student von dreiundzwanzig Jahren sah seinem Vater so ähnlich wie ein junger blonder Mann überhaupt einem älteren brünetten ähnlich sehen kann. Die Züge waren dieselben, beide hatten denselben kräftigen Körperbau und dieselben Augen; allein Greifs kurz geschnittenes goldenes Haar und sein feiner Schnurrbart gaben ihm etwas Strahlendes, was sein Vater nie gehabt hatte. Es schien, als brächte er den Sonnenschein mit in den dunkeln Schatten der Waldschlucht, wo sie sich trafen. Wer ihn ansah, merkte, daß er dazu bestimmt war, eher die glänzende Uniform der preussischen Garde als einen schlichten Civilanzug zu tragen. In der That war er wie ein Engländer

gekleidet und würde, zu seiner eignen Entrüstung, in einem europäischen Menschengewühl wohl für einen solchen gehalten worden sein.

„Und was macht die Mutter?“ fragte er in etwas förmlichem Ton, sobald die erste Umarmung vorüber war. Er war als gehorsamer Sohn erzogen worden.

„Deine Mutter ist sehr wohl,“ antwortete Greifenstein, dessen Ton auch sichtlich steifer wurde. Es entstand eine kleine Pause.

Vielleicht in der Hoffnung, das unbehagliche Gefühl zu verschleichen, welches sich irgendwie immer einstellte, so oft Frau von Greifenstein erwähnt wurde, zog ihr Mann seine Cigarrentasche heraus und bot Greif eine Cigarre an.

„Ich habe Dir eine Pfeife mitgebracht“, sagte letzterer, und als der Wagen sich dem Punkte näherte, wo sie standen, nahm er rasch seine Reisetasche vom Rücksitz. „Du wirst Dich dabei wieder jung fühlen!“ sagte er lachend, indem er ein Päckchen in Papier aus dem Sack nahm. „Es ist eine Korps-Pfeife, mit Farben und Troddeln und allem Zubehör.“

Greifenstein, dessen Stedenpferd Pfeifen im allgemeinen waren, freute sich wie ein Kind über das kleine Geschenk, und holte aus den Tiefen seines Jagdrocks sofort eine große silberne Tabaksbüchse hervor, aus der er den Pfeifenkopf füllte.

„Danke Dir, mein Junge,“ sagte er, indem er die Luft durchs Rohr zog, ohne die Pfeife anzuzünden, um sich zu versichern, daß sie nicht verstopft sei.

Dann nahm er ein altmodisches Feuerzeug mit Stein und Stahl heraus, zündete mit geschickter Hand ein Stückchen Zunder an und legte es auf den Tabak. Er winkte dem Kutscher, der die kräftigen Meßlenburger antrieb und

bald ihrem Gesichtskreise entschwand. Die beiden Männer gingen langsam weiter und rauchten einige Minuten schweigend.

„Wann kommt Hilda?“ fragte Greif endlich, als er glaubte, er habe eine angemessene Frist verstreichen lassen, ehe er die Frage stellte, welche ihm am meisten am Herzen lag.

„Sie kommt morgen mit ihrer Mutter“, erwiderte Greifenstein und that, als ob er das leichte Erröthen seines Sohnes nicht bemerkte.

„Wir werden wohl noch ein Jahr warten müssen“, meinte Greif mit einem Seufzer. „Es scheint sonderbar, daß ich in meinem Alter noch nicht mit meiner Ausbildung fertig sein sollte.“

„Wenn Du erst verheirathet bist, wirst Du froh sein, Deiner Militärpflicht genügt zu haben.“

„Ich weiß nicht recht“, antwortete der junge Mann zerstreut.

„Du weißt nicht recht!“ rief sein Vater überrascht aus. „Möchtest Du mit Hilda in einer Garnisonstadt leben, während Du Dein Jahr abdienst?“

„Daran dachte ich nicht. Ich habe mir in letzter Zeit überlegt, ob es nicht überhaupt besser wäre, wenn ich Offizier würde. Hättest Du etwas dagegen?“

Greifenstein war überrascht und hätte vielleicht einen lauten Ausruf gethan, hätte er sich nicht längst solche Verstöße gegen seine gemessene Haltung abgewöhnt. Indessen beantwortete er die Frage nicht.

„Vater,“ fing Greif nach einer Weile wieder an, „ist es wahr, daß Du einen Bruder gehabt hast?“

Greifensteins ernstes Gesicht wurde allmählig aschgrau.

„Einen Halbbruder“, antwortete er mit Anstrengung.

gung. „Meine Mutter verheirathete sich zum zweiten Male.“

Greif sah seinen Vater von der Seite an und bemerkte, daß die Frage ihn seltsam erregte. Aber der junge Mann hatte seine Gründe, um zu wünschen, die Wahrheit zu erfahren.

„Weshalb hast Du mir nie gesagt, daß ich einen Onkel habe?“ fragte er.

„Er ist weder Dein Onkel, mein Junge, noch mein Bruder“, versetzte Greifenstein bitter.

„Ich habe mich neulich feinetwegen geschlagen. Das ist alles“, sagte Greif.

„Er verdient es nicht, daß man sich für ihn schlägt.“

„Also ist die Geschichte wahr?“

„Was für eine Geschichte?“ Greifenstein blieb stehen und heftete seine scharfen Augen auf das Gesicht seines Sohnes. „Was für eine Geschichte? Was hast Du gehört?“

„Jemand erzählte mir, Dein Bruder wäre mit Schimpf aus der Armee entlassen, insam kassirt und zu einer Gefängnißstrafe verurtheilt worden, weil er im Jahre 1848 ein Zeughaus oder einen Vorrath von Waffen den Aufständischen ausgeliefert hätte. Na, ich sagte ihm, er hätte gelogen. Was konnte ich denn sonst sagen? Ich hatte nie von dem Schuft gehört.“

„Du thatest ganz recht“, sagte Greifenstein, der sehr bleich geworden war. „Ich wollte nicht, daß Du je etwas von ihm erfahren solltest, eben so wenig wie Deine Mutter. Aus diesem Grunde leben wir jahraus jahrein auf dem Lande. Allein ich dachte mir, daß es dazu kommen würde, — ich fürchtete, daß Dir Jemand etwas davon sagen würde!“

„Ich glaube nicht, daß es Jemand zum zweiten Male versuchen wird,“ bemerkte Greif, indem er sich abwendete und in den Strom hinabsah, der zwischen den Bäumen sichtbar wurde. „Und was ist denn aus dem Herrn von Riesenack geworden, wenn er nämlich so heißt?“

„Er lebt und ist gesund, auch reich, so viel ich weiß. Er entfloh aus der Festung, auf der er saß, und ging nach Süd-Amerika. Schon vor der schmachvollen Geschichte hatte ich ihn längere Zeit nicht gesehen. Wir hatten uns wegen einer anderen Sache entzweit, und er war in preussische Dienste getreten.“

„Ich wünsche, Du hättest mir schon früher etwas von ihm gesagt.“

„Weshalb? Meinst Du, daß es ein angenehmer Gegenstand des Gespräches ist? Da er, Gott sei Dank, nicht meinen Namen trägt, war Hoffnung vorhanden, daß Du nie etwas von ihm erfahren würdest.“

„Jetzt sehe ich, weshalb Du nicht wünschst, daß ich Offizier werde.“

„Ja,“ versetzte Greifenstein lakonisch und ging weiter.

Eine Weile sprach keiner von Beiden. Greifensteins Haß gegen seinen ehrlosen Bruder war zu tief erregt, als daß er das Gespräch fortsetzen konnte, andererseits war der junge Mann eben so tief ergriffen wie sein Vater. Als der Student, mit dem er sich geschlagen, ihm das Verbrechen Runo von Riesenack's vorgerückt, hatte er ohne Bedenken die ganze Sache abgeleugnet; er hielt sie für eine absichtliche Beleidigung, eine im Augenblick erfundene Geschichte. Keiner der bei dem Streite Anwesenden hatte es für gut befunden, die Geschichte zu bestätigen, und Greif hatte an seinem Gegner in Gegenwart des ganzen Corps auf die von allen als die beste anerkannte Weise Rache

genommen. Aber die Worte hatten einen Eindruck auf ihn gemacht, und er hatte bei sich beschloffen, aus dem Munde seines Vaters zu erfahren, ob sie sich auf irgend eine Thatsache gründeten. Kaum hatte er erfahren, daß die Geschichte wahr sei, so änderte sich seine Stimmung. Wer den Character des deutschen Edelmannes vom alten Schlage nicht gründlich kennt, kann nicht sofort begreifen, wie er sich durch die Schmach eines auch noch so entfernten Verwandten unmittelbar betroffen fühlt. Oft hat er auf der Welt wenig mehr als seinen Namen und seinen Klassenstolz; aber im Vergleich zu ersterem hat das Leben keinen Werth für ihn, und wo der letztere ins Spiel kommt, wird er lieber leiden, als die Exklusivität seines Standes durch die geringste Abweichung von dessen Vorurtheilen verletzen. Armuth fürchtet er nicht. Niemand kann die Stellung eines vornehmen Mannes mit geringeren Mitteln behaupten, als sie ihm oft zu Gebote stehen. Ehe er die kleinste Ehrenschild unbezahlt läßt, nimmt er sich lieber unbedenklich das Leben. Daß ein Mann, nach einer solchen Unthat, wie die, welche Runo von Kieselneck's Carriere ein Ende gemacht hatte, noch das Leben ertragen konnte, erscheint ihm wie ein Verbrechen gegen die Menschheit. Er wird manchmal geizig genannt, weil er, wie Frau von Siegmundskron, oft bitterarm ist; aber niemals ist er von irgend Jemandem, der ihn kannte, ein Feigling oder Verräther genannt worden. Allerdings sind alle Ehrenmänner in der ganzen Welt Brüder, denn ein Ehrenmann sein, heißt tapfer, rechtschaffen, ritterlich sein, weiter nichts. Aber die Ehrenmänner (gentlemen) verschiedener Nationen sind wie Brüder, die eine verschiedene Erziehung genossen haben. Ein Engländer, welcher von einem andern Engländer für ein übereiltes im Scherz gesprochenes Wort Genugthuung durch

Zweikampf fordern sollte, würde in den Clubs für einen Verrückten gehalten werden, und wenn er seine kriegerischen Absichten in Uebereinstimmung mit seinem Gegner ausführte und ihn dabei tödtete, so würde er dem Gesetze nach als gemeiner Mörder gehenkt werden. Wenn andererseits ein Deutscher ein Duell ausschlug oder nach einer Beleidigung nicht forderte, so würde er aus der Armee und aus der Gesellschaft ausgestoßen werden. Und diese Dinge hängen nicht von dem Kulturzustande ab, denn das jetzige Deutschland steht vermuthlich auf einer höheren Kulturstufe als das jetzige England; sie hängen vom Nationalcharacter ab.

Als Greif erfuhr, daß er einen Onkel hätte und zugleich von dessen Schmach hörte, war ihm zu Muth, als hätte eine Wolke sich auf seine glänzende Zukunft herab-gesenkt. Er hatte sich lange im Stillen die militärische Laufbahn gewünscht und sich oft darüber gewundert, daß sein Vater so abgeneigt war, die Angelegenheit mit ihm zu besprechen. Jetzt begriff er mit einem Male die Sachlage und konnte an dem Grade seiner Enttäuschung die Größe seiner gehegten Hoffnungen ermessen. Allerdings es war noch etwas mehr als dies in der Niedergeschlagenheit, die ihn so plötzlich ergriffen hatte und sich nicht abschütteln ließ.

„Weiß Silda etwas davon?“ fragte er endlich, seinen Gedanken Worte gebend.

Greifenstein antwortete nicht sofort. „Ich glaube nicht, daß ihre Mutter es ihr gesagt hat,“ sagte er nach einer Weile. „Aber ihre Mutter weiß es.“

„Und meine Mutter nicht!“

„Nein, und soll es auch nie erfahren, wenn ichs verhindern kann.“

Wenn die Beiden auf dem Heimwege wenig mit einander sprachen, so lag das nicht an Mangel von Verständniß zwischen ihnen. Im Gegentheil, wenn noch irgend etwas das starke Band, welches sie vereinigte, kräftigen konnte, so war es das Bewußtsein eines gemeinsamen Geheimnisses, das sie Beide bewahren mußten.

Zweites Kapitel.

Wenn man annehmen wollte, daß Hilda im Alter von achtzehn Jahren, so gewesen wäre wie die meisten Mädchen ihres Alters, so hieße das voraussetzen, daß der Character des Menschen nicht durch seine Umgebung beeinflusst wird. Sie war weder ein ländliches Gretchen, wie Faust es liebte und zu Grunde richtete, noch auch das Fräulein Allwissend der heutigen Gesellschaft. Den größten Theil ihres Lebens hatte sie ausschließlich in der Gesellschaft ihrer Mutter und der treuen Bärbel zugebracht. Aber sie war in abgeschiedener Gegend mitten im Walde aufgewachsen, in einem ungeheuern, verfallenen Schlosse, dessen Fenster auf den brausenden Strom und zahllose Tausende riesiger Bäume hinausschauten, deren dunkle Wipfel wie düstre Thurmspitzen aus dem noch tieferen Schatten darunter aufragten. Selbst der Himmel war nicht blau. Ein ganzes Reich von Tannen, Fichten und Kiefern sog die Farbe aus der Luft auf und ließ nur eine nüchterne neutrale Färbung zurück. Im Schwarzwald giebt die Sonne nicht halb so viel Licht als anderswo. Da Hilda, so viel sie sich erinnern konnte, niemals eine weite Ebene, viel weniger eine Stadt, gesehen hatte, so waren ihre Vorstellungen von der Welt jenseits der meilenweiten Wälder, in denen sie lebte, nicht besonders

genau. Sie konnte sich kaum denken, wie die Straßen einer großen Stadt aussähen oder was für einen Eindruck eine große Menge von Leuten auf sie machen würde. Und dennoch war sie keineswegs unwissend. In Siegmundskron waren genug Bücher für ihre Ausbildung vorhanden, und die Baronin hatte für ihren Unterricht gethan, was in ihren Kräften stand. Hilda hatte wahrscheinlich eben so viel gelesen, wie die meisten Mädchen ihres Alters, und mit größerer Aufmerksamkeit; allein sie war weit davon entfernt, das Lernen um seiner selbst willen zu lieben. Auch war ihre Zeit in anderer Weise in Anspruch genommen, denn sie und ihre Mutter thaten selbst das Meiste im Hause, wie es sich in einem Haushalt erwarten ließ, wo Noth vom Morgen bis zum Abend die Herrschaft führte.

Die Nothwendigkeit, den äußeren Anstand aufrecht zu erhalten, war zwar gering, aber doch nicht ganz zu umgehen. Man konnte nicht wissen, welchen Tag die Greifensteins zu einem ihrer gelegentlichen Besuche wählen würden, und zur Ferienzeit ließ sich nicht voraussehen, wann Greif erscheinen würde, zu Fuß mit Hund und Flinte über die waldigen Hügel schreitend, um mit Hilda einen ruhigen Nachmittag auf ihrem sonnigen Lieblingsplätzchen am Fuße des verfallenen Thurmes zuzubringen. Wenn Dürftigkeit verborgen bleiben soll, muß ihr Schatten nicht an der Thür läuernd von einem zufälligen Gast bemerkt werden. Allein nicht nur aus Furcht, von ihren Verwandten überrascht zu werden, hielt die Baronin darauf. Ihr Stolz war unzertrennlich von der strengen Selbstachtung, welche bei den Armen den Stolz vor der Lächerlichkeit bewahrt. Es war eigentlich ein Wunder, daß es ihr gelang, ihre äußerste Dürftigkeit vor den Greifensteins zu verbergen, allein man muß bedenken, daß sie niemals reich gewesen war und schon

in der Jugend manche kleine Sparsamkeit gelernt hatte, die ihr nun zu statten kam. Die Deutschen können mit Recht darauf stolz sein, die Deconomie zu einer Kunst ausgebildet zu haben. Vom Kaiser bis zum Schullehrer, von der Verwaltung der größten Militärmacht, welche die Welt je gesehen, bis zur Wirthschaft des kleinsten Bauern ist die genaue Abschätzung vom Werthe des Geldes die Grundregel, nach der sich alles richtet. Frau von Siegmundskron hatte sich einen Plan gemacht, hatte in genauem Verhältniß zu der Pension, von der sie leben mußte, ein kleines Budget entworfen und war, Dank ihrer unerschütterlichen Gesundheit, nie davon abgewichen. Die Ausgaben waren freilich von Anfang an so knapp bemessen worden, daß sie sich mit der Zeit auf das für ihren Lebensunterhalt Unerläßliche beschränken mußte, um ihr Kind nicht darben zu lassen. Da sie von Natur eine gottesfürchtige Frau war, dankte sie der Vorsehung für Hilda's Gedeihen, während sie wohl ihrem eisernen Willen und ihrer unermüdblichen Anstrengung dafür hätte danken können. Wenn je eine Frau Gottes Hilfe verdiente, weil sie sich tapfer selbst geholfen, so hatte die Baronin diesen Beistand verdient. So weit indessen der oberflächliche Beobachter darüber urtheilen konnte, hatte sie sich bei der Welt nur den Ruf des Weizes erworben. Hilda war zu sehr an die Verhältnisse gewöhnt, unter denen sie aufgewachsen, um die Opfer ihrer Mutter zu ermeßeln oder besonders lebhaft Dankbarkeit für sie zu empfinden. Sie selbst that in dem Kampf ums Dasein alles, was sie konnte, und das war nicht wenig. Vielleicht war sie dankbarer gegen Bärbel als gegen die Baronin. Denn Bärbel theilte freiwillig die Entbehrungen, zu denen die beiden Damen gezwungen waren. Bärbel war treu, ergeben, heiter, klagte nie, und all dies nicht um des Lohnes

willen, denn der war sehr gering, sondern aus reiner Liebe zu ihrer Herrin.

Bärbel war die Frau des Burschen von Lieutenant v. Siegmundskron gewesen, der mit dem Gewehr in der Hand, das Antlitz gegen den Feind, neben seinem Herrn gefallen war. Herrin und Dienerin wurden am selben Tage, auf gleiche Weise Wittwe, beide jung und unbemittelt, nur mit dem Unterschiede, daß Frau von Siegmundskron Hilda hatte, während die arme Bärbel kinderlos war. Bärbel weigerte sich ein für alle Mal fortzugehen, und die Officierswittwe nahm die ihr dargebotene lebenslängliche Hingebung an; und die drei theilten mit einander das Schicksal, sich unter dem einzigen ihnen gebliebenen Obdach durchzuhelfen so gut sie konnten.

Frau von Siegmundskron war sehr überrascht gewesen, als vor drei Jahren an einem sonnigen Junimorgen, Greifenstein allein aufs feinste gekleidet, statt in seinem gewöhnlichen Jagdrock erschienen war. Noch erstaunter war sie, als er für seinen Sohn feierlich um Hilda warb; er wünschte ihn jetzt mit ihr zu verloben, Greif sollte sie heirathen, wenn er seine Universitätsstudien beendet hätte. Er sagte ihr offen, weshalb er die Verbindung wünschte. Sie wußte ja um Riesenecks Schande und konnte verstehen, daß die Geschichte Greif zum Nachtheil gereichte. Andererseits hätte er, Greifs Vater, niemals etwas gethan, dessen er sich zu schämen brauchte, und der Junge wüchse zu einem schönen jungen Mann heran und würde reich sein — den Betrag seines Vermögens gab Greifenstein nicht an. Er nähme an, daß seine Cousine vom weltlichen Gesichtspunkt aus die Partie für eine gute ansehen würde. Ueberdies aber war der junge Mann, obschon kaum zwanzig, der fünfzehnjährigen Hilda von Herzen zugethan. Diese Zu-

neigung würde sich sicherlich in Liebe verwandeln, wenn Beide einige Jahre älter wären. Wenn Frau von Siegmundskron einwilligte, so wollten sie vorläufig eine mündliche Vereinbarung treffen, deren Bestätigung von der Einwilligung ihrer Kinder abhängen sollte, wenn die Zeit dazu gekommen wäre, denn, wie Greifenstein mit größter Formlichkeit bemerkte, es ist durchaus nöthig, daß zwei junge Leute sich aufrichtig lieben, wenn sie sich heirathen wollen.

Die Baronin riß ihre blauen Augen weit auf, als sähe sie einen Wierspänner mit Goldsäcken beladen zum alten Schloßthor einfahren. Aber sie war zu gut geschult, um in Thränen auszubrechen oder Verlegenheit, ja auch nur allzu große Freude zu zeigen. Sie erwiderte, sie sei ihm sehr dankbar, sie selbst wäre arm, Hilda würde nichts erben, ausgenommen Siegmundskron, diese Thatsache müsse ihr Wetter so freundlich sein, sich von Anfang an klar zu machen; wenn der Mangel einer Mitgift kein Hinderniß wäre, würde sie gewiß keine Schwierigkeiten erheben; endlich glaubte sie, Hilda wäre Greif eben so zugethan wie er ihr. Darauf mußte Bärbel eine Flasche Wein holen — vor dreizehn Jahren waren noch ein halb Duzend Flaschen im Keller gewesen, und dies war die erste, welche geöffnet wurde, — Greifenstein erfreichte sich damit und ging ebenso steif, höflich und freundlich, wie er gekommen war.

Greif war während der Ferien so oft herübergekommen, wie ihm beliebte, und hatte auch nach Belieben von der Universität aus geschrieben. Da er weder zu Hause noch anderswo jemals ein Mädchen gesehen hatte, das er Hilda zu vergleichen fand, so hatte er sich daran gewöhnt, sie zu lieben, wie er die würzige Tannenluft seiner Heimath, die milde warme Sonne und die stille Schönheit des Waldes liebte. Hilda war ein wesentlicher Theil seines Daseins,

ohne welchen er sich keine Zukunft denken konnte. Jedes Jahr wurde ihm der Abschied schwerer, die Freude des Wiedersehens inniger und lebhafter. Das stolze Bewußtsein, daß sie nur für ihn da wäre, schmeichelte dem unbewußten Egoismus seiner Jugend und verursachte ihm das reinste Entzücken. Mit dreiundzwanzig Jahren war er alt genug, um die Welt um ihn her zu verstehen; er hatte sein Jahr abgedient und war mit allen möglichen Menschen, Ansichten und Dingen in Berührung gekommen. Er war zum Mann geworden und den meisten seiner jugendlichen Irrthümer und Illusionen entwachsen, aber nicht seiner Liebe zu Hilda. Da war sie inmitten des Waldes, im Schlosse Siegmundskron, fern von der Welt, die er kannte, und in jungfräulicher Unwissenheit alles dessen, was diese in sich begriff; da harrete sie seiner, die Verkörperung von allem, was liebreizend und jung, schön und makellos war. Er bemitleidete seine Studiengenossen, die in gemeiner Weise liebten, was ihnen eben in den Weg kam. Er konnte sich ein Leben ohne Hilda nicht denken. Es war eine eigenthümliche Art von Liebe, denn er hatte nicht darum geworben; sie waren von Natur für einander aufgewachsen, wie ein Paar Singvöglein für einander. Kein Hinderniß, keine Eifersucht, kein Schwanken zwischen Furcht und Hoffnung, keine solche Störungen, die sonst der Liebe Loos sind, hatten sie betroffen. Nichts als der Tod konnte zwischen sie und die Erfüllung ihres Glückes treten, und vielleicht schien nie zwei Liebenden der Tod so fern.

Hilda war eben so glücklich in ihrer Weise, denn was sie von der Welt da draußen wußte, sah sie durch Greifs Augen. Für ihn wäre es der größte Segen gewesen, in den Wald zurückzukehren und ihn nie mehr zu verlassen, und daraus schloß Hilda, die Welt könne nicht des Sehens

werth sein, wenn ihr der Wald nach seiner Ansicht so bedeutend vorzuziehen wäre. Sie fühlte sich als das, was sie in seiner Phantasie war, als ein Theil der Natur, in der sie eben so gut aufgewachsen war wie die ältesten und höchsten Tannen des Gebirges. Leute, die ihr ganzes Leben in abgechiedener Gegend zubringen, fühlen ein Unrecht an Luft und Land und Wasser, von dem der Städter sich keinen Begriff machen kann. Sie haben eine so genaue unbewusste Kenntniß von den Jahreszeiten, dem Wetter, dem Wuchs der Pflanzen und den Gewohnheiten der Thiere, daß es ihnen ist, als schüge ihr Herz in der ganzen kleinen Welt um sie herum und als ob alle Veränderungen, die sie von Tag zu Tage wahrnehmen, nur Bethätigungen ihrer eigenen Lebenskraft wären. Die Schönheiten, welche den Wanderer entzücken, wenn er ihre Wildniß besucht, sehen sie vielleicht nicht oder sehen sie nicht so bewußt, aber sie empfinden sie, wie er es nimmer kann, und sie zehren davon, wie er es nie zu thun vermag. Ihre Sinne, welche durch die tägliche Berührung mit tausend gleichgültigen und einförmigen Dingen und durch das unaufhörliche Geschwätz ihrer Mitmenschen nicht abgestumpft sind, nehmen Dinge wahr und hören Töne, welche gänzlich außerhalb des Bereiches zusammengedrängt lebender Menschen liegen. Die unendliche Mannigfaltigkeit der Natur bewirkt im Vergleich zu der erbärmlichen Eintönigkeit der Menschenwerke in ihrem Gemüth eine eigenthümliche Thätigkeit. Sie kennen keine geistige Erschlaffung, noch den Wunsch nach nervöser Aufregung. Die Folge von Morgen und Abend langweilt sie nicht, denn sie gehört zu ihnen wie Hunger und Stillen der Gflust, Durst und der frische Trunk aus dem Quell. Sie sind gut, wenn auch ihre Tugenden negativ sind, und sie sind glücklich, denn sie haben nie von Unglücksfühlen

gehört. Ihr Dasein ist der gerade Gegensatz zu dem unsern, voll, wo das unsere leer, — leer, wo das unsere zum Ueberfließen voll ist. Sie sind nie allein, denn das Weltall ist ihre Gesellschaft, nie in Eile, denn sie bewegen sich mit der Zeit fort, während unser Leben nur eine fortgesetzte Anstrengung ist, den Lauf der Stunden zu überholen. Sie träumen nicht von Nachruhm, denn sie fühlen die Ewigkeit des sich beständig erneuernden Lebens in allem, was sie umgiebt; sie haben nie von Wettbewerb gehört, denn ihr einziger Rival ist Gott selbst.

Hilbas früheste Erinnerungen reichten nicht über die Zeit hinaus, da sie auf den Schwarzwald gekommen war, und die große Einfachheit ihres Lebens ließ ihr die entschundenen Jahre merkwürdig kurz erscheinen. Kinder, deren Gedächtniß voll von neuen Eindrücken ist, werden schnell alt, während diejenigen, deren Sinnen wenig geboten wird, sich langsamer und natürlicher entwickeln. Wenn im Uebrigen die Verhältnisse dieselben sind, werden leptere ruhiger, gesünder und verständiger sein. Nicht das Pferd ist das beste, welches als Füllen am meisten arbeiten muß; Hunde freilich müssen ihre Kunststücke jung lernen, wenn sie sie überhaupt lernen sollen. Viel im Leben hängt von der Richtigkeit unserer ersten Eindrücke ab, und da diese wiederum direct von unserer Fähigkeit, Gehörtes und Gesehenes zu beurtheilen, abhängt, ist es klar, daß Kinder nachhaltig Schaden leiden können, wenn zu viele Dinge in den Kreis ihrer Beobachtung gezogen werden, ehe sie den Gebrauch des Gehörs und Gesichtes recht gelernt haben.

Die großartige Einsamkeit des Waldes, die erhabene Majestät der Natur in ihrer Ruhe, die unbeschreibliche Pracht winterlicher Stürme hatten die ersten tiefen Eindrücke auf Hilba gemacht. Der Tod, von dem ihre Mutter bis-

weilen sprach, war das Verschwinden alles Lebenden unter dem weichen, stillen Schnee. Die geheimnißvolle Auferstehung der Todten war das unwiderstehliche frohe Emporstreben der Natur zur Sonne, wenn die Mittagsschatten täglich kürzer wurden; das zukünftige selige Leben war der ferne Sommer, wenn der Wind wieder in den Zweigen säuseln und flüstern würde, die er in seiner Wuth so hart behandelt hatte, wenn die Luft wieder nach durchsonnten Tannen duften und die Maienblume auf die Hagedornblüthe folgen, der dunkelblaue Enzian an Stelle des Maiglöckchen treten würde, wenn die wilde Wicke neben dem Waldveilchen erblühen und Klee und Thymian und Pfeffermünzraut dicht und frisch und würzig für den zierlichen Rehbock und seine Hindin emporstießen würden. Hilda pflegte zu denken, daß die Seelen der Seligen endlich wieder ihren Körper annehmen würden, gerade so wie die wilden Waldblumen in ihrer eigenen Gestalt und Schöne empornwuchsen, je nach dem kleinen Samenkorn, das todt und vergessen dargelegen, seit der Herbst seine Todtenklage über Myriaden kleiner Gräber gesungen und den Sommer eben so betrübt begraben hatte, wie die Menschen ihre Liebsten begraben.

Und dennoch kleidete Hilda niemals solche Gedanken in Worte, ob schon sie in ihren Büchern am meisten die Worte liebte, welche ihren unausgesprochenen Gefühlen Ausdruck gaben. Wäre sie in den Lärm und das Gewirr des Stadtlebens gekommen, so hätte sie wahrscheinlich sagen können, was sie verloren, ja vielleicht Andere nachfühlen lassen, was sie selbst so tief empfunden; allein in den stillen Mauern ihres Schlosses, oder inmitten des geräuschlosen immer wachsenden Lebens, wie es der ungestörten Natur eigen ist, war für sie schon alles ausgesprochen, was sie

hätte sagen mögen, und in erhabenerer Sprache als der des Menschen. Sie brauchte nicht lange Stunden in Träumerei und Betrachtung hinzubringen, wie Leute es thun, die nicht an ihre Umgebung gewöhnt sind, oder die Gegenwart mit der Vergangenheit vergleichen. Beständige Thätigkeit war ihr zur zweiten Natur geworden und zahllose kleine Beschäftigungen im Haushalt gehörten zu ihrem Leben. Weiß der Himmel es gab genug zu thun! Da waren ihre Kleider zu machen oder auszubessern, der wenn auch nur kleine Theil des Riesengebäudes, welchen sie mit ihrer Mutter bewohnte, in Ordnung zu halten, nach besten Kräften das Stückchen Land im Schloßhofs, das einzige, was ihr, der Letzten ihres Namens geblieben, zu bebauen, und bei all dieser körperlichen Arbeit auch noch der Anstand in der äußeren Erscheinung aufrecht zu erhalten, von dem sie seit ihrer Kindheit niemals hatte abweichen dürfen. Vollkommen makellose Sauberkeit war der einzige Luxus im Bereich der beiden Damen und um diese einzige Befriedigung zu erreichen, unterzogen sie sich gern jeglicher Mühe. Aber diese mannigfachen häuslichen Arbeiten vergrößerten Hilbas Wesen nicht. Wenn sie bei ihren halbjährlichen Besuchen auf Greifenstein an dem dort herrschenden Luxus Freude hatte, so verachtete sie darum ihr eigenes Heim nicht. Sie war sich des Unvermeidlichen zu gründlich bewußt, um über ihr Loos zu stöhnen, sie war an Körper und Geist zu stark, um sich nach behaglicher Muße zu sehnen, und es fiel ihr nie ein, daß eine Frau andere Beschäftigung finden könnte als innerhalb ihrer häuslichen Pflichten. Durch ihre ganze Lebensweise war sie so einfach geworden, daß sie den komplizirten geistigen Zustand, welcher der Gesellschaft so sehr gefällt, gar nicht hätte verstehen können.

Etwas von der Frische der Natur war in die Adern

des jungen Mädchens eingedrungen und hatte das alte Blut, dessen letzter Sprößling sie war, erfrischt und erneuert. Blaue Augen sind selten sehr glänzend. Hildas Augen schienen eine besondere Lebenskraft zu haben, als müßten sie im Dunkeln leuchten, wie es manche Krystalle sekundenlang thun, nachdem sie lange dem Sonnenlicht ausgesetzt gewesen sind. Sie gehörten zu der seltenen Art, welche zu funkeln scheinen, selbst wenn man sie nicht geradezu ansieht, die nicht nur wie ein ruhiger See das Licht wiederspiegeln, sondern es tanzen und wechseln lassen wie Sonnenschein in einem Wasserfall. Hildas Haar war blond und blondes Haar ist oft glanzlos wie Tannenblüthenstaub im Walde; aber das ihre glänzte, nicht im Wiederschein des Lichtes, sondern in seiner eigenthümlichen Farbe, wie durch die Fülle ihrer Lebenskraft. Ihre Züge waren zart und fein geschnitten, doch nicht weichlich, denn ihr Gesicht hatte die vollkommen gleichmäßig vertheilte Farbe, wie sie nur unvergleichliche Gesundheit und makellofes Blut verbunden mit ungewöhnlich kräftiger Thätigkeit des Herzens geben kann. Hilda besaß einen so vortrefflichen Organismus, wie ihn die Natur bisweilen hervorbringt als Normaltypus dessen, was der Mensch eigentlich sein sollte. Von solchen Menschen geht ein Glanz aus, den nichts auslöschen kann, selbst nicht das Greisenalter. Ihre Schönheit ist vielleicht nicht ersten Ranges, aber ihre Lebensfrische ist unwiderstehlich anziehend und theilt sich wie von selbst ihrer Umgebung mit.

Als Hilda erfuhr, daß sie und Greif sich heirathen sollten, wenn sie einander liebten, war sie viel weniger überrascht als ihre Mutter durch den Antrag des alten Greifenstein. Der Baronin kam es sonderbar vor, daß ihre Tochter bei dieser Mittheilung nicht ein Mal erröthete. Hilda aber fand keinen Grund zum Erröthen und war nicht

im mindesten befangen. Ihr kam das alles ganz natürlich vor. Sie hatte Greif immer geliebt, so lange sie denken konnte. Warum sollte er sie nicht lieben? Und wenn sie sich liebten, so würden sie sich natürlich mit der Zeit heirathen. Es war ja nur die Erfüllung ihres Lebenszweckes. In dem Gedanken lag nichts, was sie aufregen konnte. Fügte nicht der Himmel alles aufs Beste, und war das nicht das Beste, was geschehen konnte? Verband sich etwa der Falke mit dem Zaunkönig und der wilde Eber mit dem Reh? Aber die Baronin verstand sie nicht. Sie fragte Hilda, ob sie sehr unglücklich sein würde, wenn Greif stürbe oder eine Andere heirathete.

„Gott wird nicht so grausam sein!“ antwortete das junge Mädchen in ihrer Einfalt.

Frau von Siegmundskron schwieg. Es war klar, daß Hilda in ihrer Unschuld nie etwas Anderes erwartet hatte; aber ihre Mutter erbebte bei dem Gedanken, was daraus werden könnte, wenn dieses kindliche Vertrauen rauh enttäuscht werden sollte. Es war für die liebende Mutter bezeichnend, daß sie an das Herz ihres Kindes dachte und nicht an den äußeren Unterschied, den es für Hilda machen würde, ob sie unvermählt in Siegmundskron, oder als Greifs Frau in Greifenstein lebte, — den Unterschied zwischen Darben und Ueberfluß, bitterer Armuth und dem Genuß alles dessen, was Geld erkaufen kann. Es dauerte lange, ehe sie begriff, was in Hildas Seele vorgegangen war, ehe sie den Gedankengang verfolgen konnte, auf welchem Hilda zu dieser ruhigen Gewißheit dessen, was kommen würde, gelangt war. Als sie es endlich erkannte, war es etwas höchst Einfaches: es wurde ihr klar, wie gänzlich ihre Tochter von ihrer Geburt an von der Welt abgeschlossen gewesen. Zuerst hatte sie gezweifelt, ob die Ruhe ihrer

Tochter unter den gegebenen Verhältnissen eine wirkliche wäre, bald aber bemerkte sie, daß Hilda sich bei Greifs Besuchen genau so benahm wie früher; sie begrüßte ihn freudig und schied ungern von ihm, sie sprach mit ihm, als ob in ihren Beziehungen zu einander nichts anders geworden wäre und auch künftig nichts anders sein würde, nur daß Greif dann immer da sein würde, während er jetzt nur von Zeit zu Zeit kam. Die Baronin wußte, daß Greif selbst weit entfernt davon war, die Sache mit so vollkommener Ruhe aufzufassen. Sie sah, wie sein schönes Gesicht häufig die Farbe wechselte, wodurch sich beständige Gemüthsbewegung kund gab, und sie fürchtete, ein so leicht erregbarer junger Mann könnte, der Heimath fern, von der berechnenden Mutter eingefangen werden, die jeder anderen Mutter in Gedanken vorschwebt.

Aber Greif wurde nicht ein Opfer solcher Ränke. Wäre Hilda überhaupt anderen Mädchen ihres Alters ähnlich gewesen, so hätte Greif sie mit ihnen vergleichen können, und der Vergleich wäre nicht zu ihrem Vortheil ausgefallen. Sie konnte nicht ihre oberflächlichen Fertigkeiten besitzen, ihre Gewandtheit im Tanzen, noch ihre Vertrautheit mit den Angelegenheiten ihres Nächsten. Sie hätte Männern gegenüber nicht ihre Sentimentalität, noch gegen andere Mädchen ihren Eynismus annehmen können. Sie konnte nicht ihre Blicke nachahmen und ahnte auch ihre Kleidung nicht nach. Sie war ein Wesen für sich, völlig verschieden von allen anderen. So ganz durchdrungen von den Vorurtheilen einer exclusiven Klasse wie Greif es war, hätte er Hilda nicht so ansehen können, wie er es that, wäre sie eines Bauern Tochter gewesen, wenn auch im Uebrigen genau so, wie sie wirklich war. In ihrer Lage war etwas, was auf seine romantische Natur Eindruck machte. Die

edle, aber unglückliche Maid, die letzte eines alten Geschlechtes, in der würdevollen Einsamkeit ihres halbzerfallenen Ahnenschlosses, war viel interessanter als ein Mädchen von gleich hoher Geburt, das zufällig reich genug war, um als eine vortheilhafte Partie für junge Leute seines Standes in der Gesellschaft aufzutreten. Aber eben weil Hilda in dem einen Punkt all jenen heirathsfähigen jungen Damen gleichstand, sah Greif sie mit einer romantischen Schwärmerei an, die er nie für ein Gretchen vom Dorfe hätte fühlen können. Sein Stolz auf ihren Adel war zwar viel geringer als seine Liebe zu ihr, allein er bildete für diese eine Schutzwehr gegen den tödtlichsten Feind der Liebe, die Lächerlichkeit. Natürlich war er sich darüber nicht klar. Er hätte es als eine Beleidigung für Hilda angesehen, sie um etwas Anderes als um ihrer selbst willen anzubeten; aber dennoch wußte er, daß das Piedestal, auf dem sein Idol stand, stark genug war, um jedem Angriff zu trogen. Da dies fest stand, so reizte ihn eben die Unmöglichkeit irgend eines anderen Vergleiches ganz besonders. Sie war verschieden von allen Anderen, die er traf oder je treffen konnte, und seine Phantasie verlieh ihr viele außerordentliche Vorzüge, von denen sie die meisten allerdings in höherem oder geringerem Grade bejaß.

So oft er nach Hause kam und den lärmenden Zug und den schmucken modernen Bahnhof hinter sich ließ, um sich in den stillen Wald zu vertiefen, fühlte er um so mehr, daß sein ganzes Herz eigentlich Greifenstein und Siegmundskron angehörte, und daß seine Besuche der Außenwelt nur störende Träume waren. Sie mußten von Zeit zu Zeit in immer längeren Zwischenräumen erneuert werden, allein der wahre Friede seines Lebens erwartete ihn in seiner Heimath. Auch er war, wie Hilda, ein Kind des

Waldes und fühlte, daß die Bäume, die schäumenden Ströme und die unwandelbaren Felsen einen Theil seines Wesens ausmachten; verlöre er ihn, so würde ihm zu Muth sein, als ob ihm ein Glied seines Körpers oder einer seiner Sinne genommen würde. Die Baronin hätte nicht zu fürchten brauchen, daß er in der Welt herumschweifen würde, um Siegmundskron und Hilda zu vergessen. Die Natur hatte ihm Beständigkeit verliehen, und die Verhältnisse hatten ihn in seiner Heimath sein Glück finden lassen.

Und so war das Leben dieser Menschen jahrelang dahingeflossen, bis die Zeit herannahte, daß Greif und Hilda heirathen und große Veränderungen in Siegmundskron vorgehen sollten. Greif kam zum letzten Mal besuchsweise nach Hause, das nächste Mal sollte er für immer zurückkehren. Monate, ja Jahre hindurch hatten die Baronin und ihre Tochter sich allmählig auf das große Ereigniß vorbereitet. Die unerhörtesten Anstrengungen waren gemacht worden, um Hilda eine kleine Ausstattung zu besorgen, nur eben genug, um ihre bittere Armuth zu verschleiern. An manchem langen Winterabend hatten die beiden Damen feinen Flachß beim glimmenden Feuer gesponnen; manchen langen Tag hatten Hilda und Bärbel an dem primitiven Webstuhl in dem sonnigen Zimmer im Südthurm zugebracht; manchen Sommertag hatten die langen Stücke feinen Linnens zum Bleichen auf den reinlichen grauen Steinen der Wälle gelegen, von der sorgfamen Hand der treuen Dienerin begossen. Endlos waren die Ueberlegungen, ehe eines der kostbaren Stücke zugeschnitten wurde, endlos die Mühe, welche Hilda auf die feine Stiderei, ihre thatkräftige Mutter auf das feine Nähen der Wäsche verwandte. Aber die Arbeit war munter fortgegangen, und die fertigen Sachen, welche zwischen Bündelchen duftender Kräuter in

den großen alten Schränken lagen, hätten dem Spinnen und Weben und Nähen geschickter Arbeiter Ehre gemacht. Zum Glück war für alles reichlich Zeit gewesen, sonst hätte es an dem großen Tage schlimm um Hilda ausgesehen.

Bärbel glaubte, die Geister des Waldes hätten mitgeholfen, wenn sie sah, was alles geschafft war, und daran dachte, wie sie den Flachs pfundweise auf dem Markt eingekauft hatte. Obgleich ihr Fleiß an dem gemeinsamen Erfolge großen Antheil hatte, erschien ihr das Ergebnis im Vergleich zu den kleinen Anfängen so herrlich, daß sie sehr geneigt war, den Heinzelmännchen und ihren Künsten für das Meiste davon zu danken. Die Baronin dankte der Vorsehung, und Hilda dachte, es läge alles an ihrer Liebe zu Greif. Vielleicht hatten alle drei recht, und vielleicht theilte jede in gewissem Grade die Ansicht der beiden andern. Wenigstens was die Gnommen anbetrifft, so haben die meisten Leute, welche lange im Walde und in der Einsamkeit gelebt haben, bemerkt, daß ihre Arbeit, wenn sie es wollen, mit einer Schnelligkeit und Geschicklichkeit von statten geht, die in ihren eigenen Augen ein Wunder ist, und wenn man das Männlein, welches Nachts kommt und hilft, nicht Rübezahl nennen will, so kann man ihn Friedensgeist nennen. Aber so lange man ihn nur freundlich aufnimmt und ihm giebt, was ihm gebührt, kommt es auf den Namen wenig an, denn er ist ein guter Geist und liebt die, welche ihn lieb haben, und thut ihre Arbeit, oder läßt sie bei dem Glauben, daß ers thut, was ja auf Eins herauskommt.

Unglücklicherweise sind noch andere Geister in der Welt eben so geschäftig wie er, und er entflieht bei dem geringsten Geräusch, was oft für die, welche ihn lieb haben, sehr schmerzlich ist; und einige dieser anderen Geister hatten zu

ihrem Aufenthalt Schloß Greifenstein und zu ihren Genossen dessen Bewohner erkoren. Das Unvorhergesehene spielt eine große Rolle in unserem Leben, wäre das nicht der Fall, so würden die meisten von uns wissen, was sie im rechten Augenblick zu thun hätten und sich folglich in unnatürlichem Grade der Vollkommenheit nähern.

Während Greif und sein Vater langsam den Hügel zu ihrem Hause emporstiegen, besah sich Frau von Greifenstein im Spiegel und fragte sich, ob sie nicht doch am Ende ihre Jugend fortgeworfen hätte, während Bärbel webte und Hilda stückte und die Baronin eifrig die feine Leinwand säumte — während all diese Leute so ruhig und friedlich beschäftigt waren, bereitete sich ein Ereigniß vor, welches sehr merkwürdige Folgen haben sollte. Und falls Zweifler fragen sollten, ob die nachfolgenden Ereignisse überhaupt im Bereich der Möglichkeit lägen, will ich von vornherein bemerken, daß der größte Theil dessen, was folgt, eine geschichtliche Thatsache und als solche vielen noch lebenden Personen wohl bekannt ist; und wenn ich sie niederschreibe, so will ich daran erinnern, daß ich dem allgemeinen Urtheil einen seltsamen Fall unterbreite, der sich thatsächlich in diesem Jahrhundert ereignet hat, und nicht nur aus meiner Phantasie einen Roman aufbaue zum Vergnügen derer, welche sich die Mühe nehmen ihn zu lesen.

Drittes Kapitel.

„Ach! Ist es nicht zu reizend, meine liebe, liebe Cousine wiederzusehen!“ rief Frau von Greifenstein, indem sie sich der bleichen ruhigen Baronin in die Arme warf. „Und auch die liebe Hilda! Ach, ist es nicht herzig! ist es nicht zu süß!“

Sie war wunderbar herausgeputzt in einem jugendlichen allzu kurzen Kleide, das ihre dünnen Knöchel sehen ließ und mit allerlei flatternden Bändern und Strichen geziert war. Ein ungeheuer hoher Gartenhut krönte ihr alterndes Haupt und ließ einige lose Löckchen farblosen hellen Haares um ihre Wangen flattern. Sie erinnerte an einen nicht mehr jungen Schmetterling, der es versuchte, Frühlingsträume aufrecht zu erhalten. Hilda und ihre Mutter lächelten und erwiderten die Begrüßung in ihrer ruhigen Weise.

„Und wie ist's euch in Siegmundskron ergangen?“ fuhr die muntere Dame fort. „Wißt ihr, es wäre meine Schwärmerie in Siegmundskron zu wohnen! So romantisch, so einsam, so entzückend poetisch! Es ist kein Wunder, daß ihr so ausseht wie Aschenbrödel und die Pathenfee! Ich bin überzeugt, die haben beide in Siegmundskron gelebt, und Greif wird der Prinz Charmant mit seinem gestiefelten Kater sein, — eigentlich ein Lohengrin — ach ja! Ich fürchte, ich verwechsle sie alle mit einander — diese altdeutschen Sagen sind so verwickelt, und ich bin ganz außer mir vor Freude, euch zu sehen!“

Greifenstein stand daneben, keine Muskel seines Gesichtes verrieth die mindeste Erregung über die unzusammenhängenden Reden seiner Frau. Aber Greif hatte sich abgewendet und schien sich eines der Gewehre zu besehen, die in einem Gestell an der Wand standen. Die Begrüßung hatte in der großen Halle stattgefunden, und er freute sich, daß etwas zum Besehen da war, denn er wußte kaum, ob er sich über das Geplapper seiner Mutter amüsirte oder über ihre lächerliche Erscheinung schämte. Der Eindruck war jedenfalls peinlich, und er hatte sich noch nicht seines Vaters strenge Gleichgültigkeit angewöhnt, denn er brauchte

nicht tagtäglich solchen Auftritten beizumohnen. Er konnte nicht umhin, Hildas Mutter mit der seinen zu vergleichen, und beschloß bei sich, wenn er erst verheirathet wäre, den größten Theil des Jahres in Siegmundskron zuzubringen.

Hilda sah ihre Tante an und fragte sich, ob wohl alle Welt Damen so wären wie Frau von Greifenstein. Das dauerte indessen nicht lange, denn eine halbe Stunde später saß sie neben Greif auf einem Steinblock neben dem verfallenen Hungerthurm.

„Endlich!“ rief Greif mit einem Seufzer der Erleichterung. „Giebt es etwas Langweiligeres als solche zärtlichen Begrüßungen mitanzusehen?“

„Greif“ — Hilda hielt inne, als überlegte sie noch ein Mal die Frage, welche sie eben stellen wollte.

„Ja — was denn, Schatz?“

„Wenn wir verheirathet sein werden, muß ich doch Deine Mutter lieben?“

„Ja, natürlich,“ antwortete der junge Mann mit verlegenem Ausdruck. „Ich denke, wenigstens mußt Du es versuchen.“

„Aber ich meine, wenn ich sie nicht so liebe wie meine eigne Mutter, wäre das ein großes Unrecht?“

„Nein, natürlich kein großes.“

„Liebst Du sie, Greif?“

„Ei freilich!“ versetzte Greif fröhlich. „Nicht so wie Dich“ —

„Oder wie Deinen Vater?“

„Das ist etwas Anderes; ein Sohn hat mehr Verstandniß für seinen Vater, weil er ein Mann ist.“

„Aber ich bin kein Mann!“ —

„Nein, und Du bist auch nicht meine Mutter. Siehst Du, das ist wieder etwas Anderes.“

„Greif — Du liebst Deine Mutter gar nicht!“ rief Hilda aus und sah ihn mit ihren strahlenden Augen an. Aber er wandte sich ab, und sein Gesicht wurde sehr ernst.

„Bitte, sage das nicht zu mir, Geliebte,“ versetzte er ruhig. „Laß uns von etwas Anderem sprechen.“

„Schmerzt es Dich? Das thut mir leid. Ich fragte Dich weil — nun weil ich wissen wollte, ob es meine Pflicht wäre — weil — ja siehst Du, weil ich glaube, ich könnte es nie ganz so wie ich sollte. Du bist doch nicht böse?“

„Nein, mein Liebling. Ich verstehe es ganz gut. Es wird genügen, wenn Du Dich gegen sie so benimmst wie jetzt. Uebrigens möchte ich einen Vorschlag machen, wenn Deine Mutter darauf eingehen will. Nach unserer Verheirathung könnten wir in Siegmundskron wohnen.“

„O Greif! meinst Du das im Ernst?“

„Ja. Warum denn nicht?“

„Du weißt nicht, was das für ein Haus ist!“ rief Hilda mit besangenen Lachen. Sie sah im Geiste, wie ihr Mann die gänzliche Verödung des alten Schlosses entdecken würde, zugleich aber fühlte sie den brennenden Wunsch, es ganz wieder hergestellt und eingerichtet und so gehalten zu sehen, wie es sein sollte.

„Ja, ich weiß es. Allein aus vielen Gründen möchte ich es gern. Natürlich ist es mehr oder weniger verfallen, und es müßte etwas dafür geschehen.“

„Etwas!“ rief Hilda. „Alles! Die Säle sind ganz öde, ohne Möbel, kaum Glas in den Fenstern! Wir sind so arm, Greif.“

„Aber wir können Scheiben in die Fenster setzen lassen und Möbel anschaffen. Fürs Erste würden wir nicht so viel brauchen.“

„Aber Du wirst alles, alles anschaffen müssen. Du bist hier an so viel gewöhnt.“

„Ich würde nicht viel brauchen, wenn ich Dich hätte,“ erwiderte Greif und sah sie an, während ihm die Röthe in die Wangen stieg.

„Ich weiß nicht. Vielleicht nicht.“

„Ich würde mit Dir in einer Köhlerhütte glücklich sein“, sagte Greif innig.

„Vielleicht“, versetzte Hilda etwas zweifelhaft.

„Kein „vielleicht“. Ich weiß es ganz bestimmt.“

„Wie kannst Du das so bestimmt wissen?“ fragte das junge Mädchen, indem sie sich plötzlich zu ihm wendete und ihm die Hände auf den Arm legte. „Hat nicht Dein Vater dasselbe gesagt? ach, verzeih! Ich will nicht davon sprechen! O Greif! Was ist Liebe? was ist ihre eigentliche Bedeutung, ihr wahres Wesen? Warum dauert sie manchmal fort und manchmal — nicht? Sind alle Männer so verschieden von einander, und die Frauen auch? Ist es nicht damit, wie mit der Religion, daß wenn man ein Mal glaubt, man immer glaubt? Ich habe so viel darüber nachgedacht und kann es nicht verstehen. Und doch weiß ich, daß ich Dich liebe. Warum kann ich nicht verstehen, was ich fühle? Ist es sehr thöricht von mir? Bin ich minder klug als andere Mädchen?“

„Nein, wahrlich nicht!“ Greif zog sie an sich und küßte sie auf die Wange. Sie wechselte nicht die Farbe. Mit unschuldiger Einfalt wendete sie ihm ihr Gesicht zu und küßte ihn wieder.

„Wie kommt es denn?“ fragte sie. „Und keines meiner Bücher sagt mir, was es bedeutet, und ich habe sie doch alle durchgelesen. Kannst Du es mir sagen? Du weißt ja so viel. Was nützen all eure Studien und eure Univer-

sitäten, wenn Du mir nicht erklären kannst, was ich fühle, und was Liebe ist?"

„Bedarf die Liebe einer Erklärung? Was kommt es auf die Bedeutung an, wenn man sie hat?"

„Ach, das kannst Du von allem sagen! Würde die Luft frischer sein, wenn ich wüßte, was sie ist? Würde das Gewitter lauter, großartiger, tosender sein, wenn ich wüßte, wie es entstünde? Und übrigens weiß ich das, denn vom Gewitter habe ich etwas aus meinen Büchern gelernt. Aber es ist nicht dasselbe. Liebe ist auch ein Theil der Natur, deß bin ich gewiß. Es ist ein Theil der Seele. Wie aber kann sie sich denn manchmal verändern? Die Seele verändert sich nicht, denn sie ist ewig."

„Aber wahre Liebe verändert sich auch nicht."

„Und doch halten die Leute sie für wahr, eben bis sie sich verändert," wandte Hilda ein. „Es muß etwas geben, woran man merken kann, ob sie ächt ist oder nicht."

„In der Liebe muß man nicht zu logisch sein, eben so wenig wie in der Religion."

„Der Religion? Ei, das ist ja das allerlogischste, was wir überhaupt wissen!"

„Und doch sind die Leute in ihren Ansichten darüber weit auseinander gegangen", sagte Greif lächelnd.

„Ist es nicht logisch, daß die guten Menschen in den Himmel kommen und die schlechten in die Hölle?" fragte Hilda ruhig. „Unlogisch wäre unsere Religion, wenn sie uns lehrte, daß alle Sünder erlöst werden und Heilige im ewigen Feuer brennen sollten. Wie kannst Du sagen, daß das nicht logisch ist?"

„Das kann man freilich nicht sagen, wenn man Deine Ansicht von der Sache hat," erwiderte Greif lachend. „Aber wenn Du die Liebe in derselben Weise betrachtest,

kommst Du zu demselben Ergebniß. Leute, die sich lieben, sind glücklich, und Leute, die sich zanken, sind es nicht."

"Freilich; aber die Liebe besteht nicht nur darin, daß man sich nicht zankt."

"Und die Religion nicht nur darin, daß man kein Sünder ist, — indessen, ich weiß nicht recht" — unterbrach sich Greif selbst. — "Vielleicht bedeutet die Religion gerade das."

"Weshalb kann denn Liebe nicht etwas ebenso Einfaches bedeuten?"

"Mir scheint es einfach genug; so lange wir einander alles in allem sind, werden wir ganz genug davon verstehen."

"Gerade so lange" —

"Und das heißt für ewig."

"Wie kannst Du das wissen, wenn Du nicht ein Kennzeichen hast, wonach Du beurtheilen kannst, ob Deine Liebe ächt ist oder nicht?"

"Warum denn nicht Deine Liebe, Schatz?"

"O ich kenne mich genügend. Ich werde mich niemals verändern. Aber Du, Du könntest" — —

"Traust Du mir nicht?"

"Ja, ich glaube, ich thue es. Aber es kommt am Ende immer darauf hinaus, wenn wir darüber sprechen, und ich komme doch nie dahinter, was eigentlich Liebe ist."

Das junge Mädchen stützte das Kinn auf die Hand und blickte sinnend durch die Bäume, als ob sie wünsche oder gar erwarte, eine weise Fee würde durch den Schatten und die Flecken Sonnenlichtes herbeischweben, um ihr die Bedeutung ihrer Liebe, ihres Lebens und alles dessen, was sie fühlte und nicht fühlte, erklären. Sie hatte gelesen, daß Mädchen errötheten, wenn der Geliebte zu ihnen spräche,

daß ihre Herzen schneller schlugen und ihre Hände erkalten, — einfache Ausdrücke in einfachen, beinahe kindischen Geschichten. Aber bei ihr kam nichts dergleichen vor. Warum auch? Hatte sie nicht erwartet, Greif an diesem Tage wiederzusehen? Warum sollte sie Ueberraschung oder Bangigkeit empfinden, oder was es sonst war, das die Mädchen in Romanen zu so sonderbarem Benehmen brachte? Er war schön, wie er so neben ihr saß und sie von der Seite ansah, und sie konnte ihn deutlich sehen, obschon sie nur die Bäume anzusehen schien. Aber das war doch kein Grund, weshalb sie roth und blaß werden oder gar zittern sollte, als hätte sie ein großes Unrecht gethan. Es war alles ganz recht und in der Ordnung. Sie hatte Greif nichts zu sagen, sie dachte nichts über ihn, was ihre Mutter nicht hätte hören oder wissen können.

„Ich bin noch immer nicht näher daran es zu wissen“, wiederholte sie nach längerem Schweigen.

„Und ich bin dem Wunsche nicht näher, es wissen zu wollen,“ versetzte Greif, indem er seine braunen Hände über dem Knie faltete und sie unter dem Rande seines Strohhutes ansah.

„Du bist ein eigenthümliches Mädchen, Hilda,“ setzte er dann hinzu, und es war ihm anzusehen, daß ihre Eigenartigkeit ihm gefiel und seinem Stolge wohlthat.

„Bin ich das? Warum liebst Du mich denn? Oder gefalle ich Dir, weil ich eigenthümlich bin?“

„Ich wünsche, ich wäre ein Dichter,“ sagte Greif, anstatt ihr zu antworten. „Ich würde von Dir solche Dinge schreiben, wie noch nie über eine Frau geschrieben worden sind. Indessen fürchte ich, Du würdest meine Verse nicht lesen.“

„O ja!“ rief Hilda lachend. „Besonders wenn Mama

mir sagte, daß sie zur „besten deutschen Epoche“ gehörten. Aber sie würden mir nicht gefallen“ —

„Du liebst Gedichte überhaupt nicht?“

„Sie kommen mir immer wie eine höchst unnatürliche Art sich auszudrücken vor“, antwortete Hilda nachdenklich. „Wozu soll sich Jemand die Umstände machen, was er sagen will in eine besondere Form zu bringen? Wozu muß ein Wort mehr als nöthig ist eingeschoben oder ein anderes für den Sinn erforderliches fortgelassen werden, nur weil man dadurch eine bestimmte Form und einen mechanischen Tonfall erreicht? — Tara tatata ta tum tum! „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten!“ und all dergleichen. Irgend etwas ist nicht richtig dabei. Das Lied ist dem Sinne nach sehr traurig und romantisch, und doch singst Du es immer, wenn Du besonders vergnügt bist.“

„Das thun die Meisten!“ sagte Greif und lächelte über die Richtigkeit ihrer Bemerkung.

„Was ist also an der Poesie? Klingt „ich liebe Dich“ süßer, wenn ein mechanisches „ta ra ta ra tatum“ darauf folgt, von ganz nutzlosen Worten, die man nur hört, weil sie einem nachklappern, wie Deine Sporen bei jedem Schritt, wenn Du vom Pferde gestiegen bist und zu Fuße gehst?“

„Schlagend!“ rief Greif lachend. „Ein vernichtender Beweis. Ich werde nie mehr daran denken, Verse zu schreiben, das verspreche ich Dir.“

„Nein, thu' es wirklich nicht!“ versetzte Hilda mit Nachdruck. „Außer wenn Du fühlst, daß Du mich nicht in schlichter Prosa lieben kannst!“ setzte sie mit einem Blick ihrer funkelnden Augen hinzu.

„Verse wären besser als garnichts, nicht wahr?“

„Als gar nichts! Alles wäre besser als das!“

Greif fragte sich, ob ihr ernstester Ton so viel auf sich habe, als er daraus entnähme, und ob ihre ruhige leidenschaftslose Zuneigung wirklich das wäre, was er in seinem Herzen Liebe nannte. Sie fühlte keine Erregung wie er. Sie konnte die Worte „ich liebe dich“ immer wieder ohne ein Beben der Stimme, ohne einen Wechsel der Gleichmäßigkeit ihrer strahlenden Farbe aussprechen. Es war möglich, daß sie an ihn nur wie an einen Bruder dachte, als einen Theil der Welt, in der sie lebte, etwas lieber als ihre Mutter, weil er ihr im Alter näher stand. Es war möglich, daß sie, wenn sie in der Welt gelebt, einem Manne begegnet wäre, dessen bloße Gegenwart sie empfinden ließ, was sie noch nie gefühlt hatte. Es war begreiflich, daß sie in diese schwesterliche Art von Zuneigung verfallen war in Abwesenheit eines Mannes, der ihr wahres Gefühl erwecken konnte. Greifs männliche Natur war nicht befriedigt, sie sehnte sich nach lebendigerer Erwieberung, — wie ein Knabe auf die immer weiter werdenden Wasserkreise lauert, wenn er einen Stein in einen stillen Teich geworfen hat. Ein unwiderstehlicher Wunsch, die Wahrheit zu erfahren, überkam Greif.

„Bist Du Deiner ganz sicher, Geliebte?“ fragte er sanft.

„Sicher worüber?“

„Daß Du mich wirklich liebst. Weißt Du“ —

Ehe er seine Frage aussprechen konnte, blickte ihn Hilda mit einem Ausdruck an, den er noch nie an ihr gesehen hatte. Er hielt inne, durch den Eindruck seiner eigenen Worte überrascht. Hilda war sehr böse, vielleicht zum ersten Male in ihrem Leben. Der Glanz ihrer Augen erschreckte ihn fast, und das leichte Runzeln der Stirn gab ihrem Gesicht einen Ausdruck erstaunlicher

Kraft. Greif glaubte sogar, daß ihre Wange eine Spur blässer wäre.

„Du weißt nicht, was Du sprichst“, sagte sie sehr langsam.

„Liebling! Du hast mich mißverstanden!“ rief Greif bestürzt. „Ich wollte nicht sagen“ —

„Du fragtest mich, ob ich sicher wäre, Dich wirklich zu lieben,“ sagte Hilda sehr ernst. „Du mußt wahnsinnig sein, aber das waren Deine Worte.“

„Höre mich an, Schatz! Ich fragte Dich nur, weil — ja sieh, Du bist so ganz anders, wie andere Mädchen! Wie soll ichs nur erklären!“

„So hast Du also Erfahrung mit anderen gemacht!“ Sie sprach kalt und ihre Stimme hatte einen schneidenden Ton, der ihn verwundete wie ein Messer. Er war zu unerfahren, um wissen, was er thun sollte, und so nahm er unwillkürlich die Miene gekränkter Ueberlegenheit an, welche bei solchen Gelegenheiten das besondere Vorrecht der Frauen ist, und welche sie bei Männern ganz außer sich bringt.

„Meine Liebe,“ sagte Greif, „Du hast mich durchaus mißverstanden. Ich will Dir die Sache erklären.“

„Das ist sehr nöthig“, sagte Hilda und sah die Bäume an.

„Erstens mußt Du daran denken, wovon wir sprachen, oder vielmehr, was Du vor einem Weilchen sagtest. Du verlangtest eine Erklärung, was Liebe sei. Das brachte mich auf den Gedanken, Du hättest vielleicht nie gefühlt, was ich fühle.“ — —

„Ich habe nicht Deine Erfahrung gehabt“, bemerkte Hilda.

„Aber ich habe ja auch keine Erfahrung gehabt!“ rief Greif, plötzlich in seiner Auseinandersehung stecken bleibend.

„Wie weißt Du denn, daß ich so verschieden von anderen Mädchen bin?“ war die erbarmungslose Erwiderung.

„Ich habe andere gesehen und mit ihnen gesprochen.“ —
„Von Liebe?“

„Nein — vom Wetter“, antwortete Greif, ärgerlich über ihre Beharrlichkeit.

„Und waren ihre Ansichten vom Wetter von den meinen so sehr verschieden?“ fragte das junge Mädchen, ihn in die Enge treibend.

„Vielleicht.“

„Du scheinst nicht ganz sicher zu sein. Ich wünsche, Du möchtest Dich erklären, wie Du es versprachest.“

„Dann mußt Du mich nicht bei jedem Wort unterbrechen.“

„Habe ich Dich unterbrochen? Ich dachte, meine Fragen könnten Dir helfen. Weiter!“

„Ich wollte nur sagen, daß ich noch nie von einem Mädchen oder einer Frau gehört habe, welche eine Erklärung ihrer Gefühle begehrte, wenn sie liebte. Und dann fragte ich mich, ob Deine Liebe der meinen gleich wäre, und da ich meiner ganz sicher bin, dachte ich, wenn Du anders empfindest, könntest Du nicht so sicher sein wie ich. Das ist alles. Weshalb bist Du so böse?“

„Du weißt sehr gut, weshalb ich böse bin. Das ist eine bloße Ausrede.“

„Ja, wenn Du so anfängst.“ — Greif zuckte die Achseln und schwieg. Silda schien ihre Gedanken zu sammeln.

„Augenscheinlich zweifelst Du an mir“, sagte sie endlich ganz ruhig. „Es ist das erste Mal. Du hast versucht, Deine Frage zu rechtfertigen, und es ist Dir nicht gelungen. Alles, was Du mir sagen kannst, ist, daß ich

anders bin wie die anderen Frauen, mit denen Du gesprochen hast. Das weiß ich eben so gut wie Du, obgleich ich sie nie gesehen habe. Es ist möglich, daß der Unterschied an meiner Bildung oder meinem Mangel an Bildung liegt. In dem Falle, wenn Du Dich meiner schämen solltest, wenn ich Deine Frau bin, weil ich weniger weiß als die Mädchen, welche Du in Städten und an anderen Orten gesehen hast, — nun dann geh, und heirathe eine von ihnen. Sie wird so fühlen, wie Du es erwartest, und dann wirst Du zufrieden sein."

"Hilda!"

"Ich meine, was ich sage. Aber es mag auch noch etwas Anderes sein. Der Unterschied mag darin liegen, daß ich nicht dieselben Manieren erlernt habe wie die Städter, daß ich nicht lache, wenn sie lachen würden, oder weine, wenn sie weinen würden, noch mich so benehme wie sie. Ich weiß nicht die Hälfte von dem, was sie mögen oder thun und reden, aber nach dem, was ich gelesen habe, denke ich sie mir gar nicht einfach noch aufrichtig in ihren Zuneigungen und Abneigungen, auch nicht in ihren Reden. Ich weiß nicht ein Mal, ob ich aussehe wie sie, oder ob sie mich, wenn ich in die Stadt käme, für ein seltsames wildes Thier halten würden. Ich mache mir meine Kleider selbst. Ich habe gehört, daß sie für ein Kleid so viel ausgeben, wie meine Mutter und ich für alles im ganzen Jahr. Das glaube ich wohl, denn Deine Mutter trägt natürlich, was die Damen in der Stadt tragen, und ihre Sachen müssen sehr viel kosten. Ich glaube, ich würde mich unbehaglich darin fühlen, aber wenn wir verheirathet sind, werde ich tragen, was Du willst" —

"Wie kannst Du nur solche Dinge sagen" —

"Ich erwähne nur die Punkte, in denen ich von an-

deren Frauen verschieden bin, und dies ist einer. Ferner glaube ich, erlernen sie allerlei Fertigkeiten — sie können Clavier spielen. Ich habe noch nie ein Clavier gesehen, denn das ist das Einzige, was ihr in Greifenstein nicht habt, — sie zeichnen und malen, und sprechen mehrere Sprachen, während ich nur so viel Französisch kann, als meine Mutter mir beibringen konnte; sie singen nach Noten — nun ich kann ohne singen, was doch eigentlich schwerer sein sollte. Aber sie verstehen all diese kleinen Dinge, die Dir vermuthlich Vergnügen machen, und auf die ich mich nicht verstehe. Vielleicht verändern all diese Talente oder Fertigkeiten sie so, daß sie mehr fühlen als ich. Aber ich glaube es nicht. Wenn ich Gelegenheit hätte, sie zu erlernen, würde ich es Dir zu Gefallen thun, aber ich würde Dich darum nicht mehr lieben. Ich glaube, wir, die wir an wenig Leute denken, weil wir wenige kennen, denken mehr und liebevoller an sie. Aber wenn ich mir Mühe gäbe, Dir zu gefallen, würde Dir das beweisen, wie sehr ich Dich liebe. Vielleicht — vielleicht ist es das, was Du eigentlich verlangst, daß ich mehr reden, mehr thun, meine Gefühle mehr zeigen sollte? Ist es am Ende das?"

Ihre Stimmung hatte sich verändert, während sie sprach, vielleicht durch die Aufzählung ihrer Mängel. Sie sah Greif mit ihren leuchtenden Augen fragend an, als möchte sie wissen, ob sie das Rechte getroffen, was sie durch reinen Zufall wirklich gethan hatte.

"Das kann es nicht sein — ich kann nicht solch ein Narr sein!" rief Greif mit dem ganzen Aerger eines Mannes, der auf seinem Egoismus ertappt worden ist.

"Ich würde deshalb nicht schlechter von Dir denken", sagte Hilda. "Thöricht war es von mir, nicht eher darauf zu kommen. Wie sollst Du verstehen, daß ich Dich liebe,

bloß weil ich Dir guten Morgen sage und Dich küsse, und Dir Gute Nacht sage und Dir wieder einen Kuß gebe, und mit Dir vom Wetter spreche und von dem Kuß Deiner Mutter! Es muß noch etwas mehr sein. Und doch fühle ich, wenn Du eine Andere heirathetest, würde ich sehr unglücklich sein und vielleicht sterben. Warum nicht? Ich hätte dann nichts mehr, wofür ich leben könnte. Warum kann ich nicht Mittel und Wege finden, um Dir zu zeigen, wie ich Dich liebe? Es muß doch eine Art und Weise geben, es zu beweisen! Allein ich habe an alles gedacht, was ich für Dich thun könnte, und es ist so wenig, denn Du hast alles. Nur dies, Greif, Du mußt nicht an meiner Liebe zweifeln, weil ich es nicht verstehe, sie Dir zu zeigen — oder wenn Du es thust" —

„Bergieh mir, Hilda, ich habe nie daran gezweifelt" —

„O ja, Du hast, Du hast," versetzte Hilda mit großem Nachdruck und in einem Tone, der bewies, wie tief seine Worte sie verletzt hatten. „Es muß wohl natürlich sein, und ist's denn nicht besser, daß ich es weiß? Es hilft nichts, so etwas zu verbergen. Ich hätte es gefühlt, auch wenn Du es nicht gesagt hättest."

Es lag nicht in Hildas Natur, leicht Thränen zu vergießen, denn da sie in ihrem Leben wenig Gemüthsbewegungen erfahren, hatte sie sich nie das Weinen angewöhnt. Aber in ihrem Ausdruck lag etwas, das Greif mehr rührte, als ein Anfall von Schluchzen es gethan hätte. Obschon sie sich in gemäßigten Worten aussprach, empfand sie die Kränkung augenscheinlich mit einer Stärke, die auf größere Charakterfestigkeit schließen ließ, als der junge Mann ihr zugetraut hatte. Er hatte nicht begriffen, daß eine Liebe, welche sich natürlich und langsam, ohne eine Spur von Widerstand, entwickelt hatte, tiefer und dauernder sein konnte,

als die plötzliche Leidenschaft, welche mitten im flüchtigen Treiben der Welt hervorbricht, durch ein Schwanken zwischen Furcht und Hoffnung übel genährt wird und nur zu leicht geneigt ist, sich in der Hitze ihres eigenen Ausdrucks zu verzehren. Die eine ist von der andern ungefähr eben so verschieden, wie der langsam fortrückende Alpengletscher von dem bunt garnirten, künstlich bereiteten Eise des Conditors.

„Es thut mir sehr leid, daß ich es sagte,“ erwiderte Greif reuig. Er ergriff ihre ruhig daliegende Hand und hoffte eben so schnell wieder Frieden zu schließen, wie er ihn gebrochen hatte, allein sie erwiderte den Druck nicht.

„Mir auch“, antwortete sie nachdenklich. „Zuerst war ich böse. Ich glaube nicht, daß ich noch böse bin, aber ich kann es nicht vergessen, denn irgendwie muß ich daran schuld sein. Dir vergeben? Ich habe nichts zu vergeben, lieber Greif. Weshalb sollte man nicht aussprechen, was man fühlt? Es wäre eine Art von Lüge, es zu unterlassen. Ich würde es Dir sofort sagen, wenn ich glaubte, Du liebst mich nicht“ —

Greif lächelte.

„Ach, Hilda! Während wir hier beisammen gesessen haben, hast Du zu mir gesagt, Du dächtest, ich könnte mich verändern, besinnst Du Dich nicht? War das, was ich sagte, sehr viel schlimmer?“

„Natürlich,“ antwortete sie, „sehr viel schlimmer.“

Darauf dachte Greif ein Weilchen über die Natur des Weibes nach, und um die Wahrheit zu gestehen, er hatte noch nicht so viel Erfahrung, um solchen Nachdenkens nicht zu bedürfen. Da er auf ihre Worte keine passende Antwort fand, fiel ihm nichts Besseres ein, als ihre Hand sanft zu drücken und ihre langen schmalen Finger zu streicheln. Bald wurde der Druck erwidert, und Greif wünschte sich

mit Recht Glück, das einzige ihm zu Gebote stehende Mittel, sie eines Besseren zu überzeugen, gefunden zu haben. Aber seine Weisheit ging noch nicht so weit, ihm Schweigen zu gebieten.

„Ich glaube, ich verstehe Dich jetzt besser als früher,“ sagte er.

Hilda zog die Hand nicht zurück; sie lag aber wieder regungslos in der seinen und sie selbst schien wieder ganz in den Anblick der Bäume versunken.

„So?“ fragte sie dann gleichgültig.

„Vielleicht sollte ich sagen, ich verstehe mich selbst besser,“ sagte Greif, als er sah, daß er einen Fehler gemacht hatte. „Und das ist ganz etwas Anderes.“

„Ja freilich. Welches von beiden meinst Du?“ Hilda lachte ein wenig.

„Was Dir am liebsten ist“, antwortete Greif, der mit seiner Weisheit zu Ende war.

„Was mir am liebsten ist?“ sie sah ihn lange an, und dann nahm ihr Gesicht einen viel sanfteren Ausdruck an. „Keines von beiden, Geliebter,“ sagte sie. „Wir wollen nicht versuchen zu verstehen, sondern uns nur lieben, lieben, ewig lieben! Liebe ist so viel besser als alle Gespräche darüber, so viel süßer als alles, was wir zu ihrem Lobe sagen können, so viel wahrer und dauernder als der Sinn unserer Worte. Wenn Du sie beschreiben könntest, so wäre sie wie alles Andere, und wenn Du es versuchtest und nicht könntest, so würdest Du denken, es gäbe so etwas gar nicht, und das wäre nicht wahr.“

„Du sprichst besser als ich, Schatz. Wo hast Du das gelernt?“

„Ich habe es nie gelernt, aber manchmal denke ich, das Herz redet besser als der Kopf, denn das Herz fühlt,

wovon es spricht, während der Kopf nur wähnt, er fühle. Siehst Du? Du hast so viel gelernt, daß Dein Kopf Dein Herz nicht schlichtes Deutsch sprechen läßt."

Greif lächelte über diese Worte, die viel Wahres enthielten.

"Wenn Du das den Professoren der Philosophie begreiflich machen könntest," versetzte er, "würdest Du meine Ausbildung sehr vereinfachen."

"Ich weiß nicht, was Philosophie ist, Geliebter, aber wenn ein Professor hier wäre, würde ich versuchen, ihn davon zu überzeugen, wenn es Dir helfen könnte. Ich weiß, ich habe recht."

"Natürlich hast Du recht und wirst immer recht haben. Du stellst das dar, wonach Plato sich sehnte und was er nimmer fand."

"Was war das?"

"O nichts — nur Vollkommenheit", sagte Greif lachend.

"Unsinn! Wenn ich vollkommen bin, was bist Du denn? Plato selbst? Ich weiß nicht viel von ihm, aber ich habe gelesen, daß er ein edler Mann war. Vielleicht bist Du ihm ähnlich."

"Die Ähnlichkeit kann nicht besonders auffallend sein, denn bis jetzt hat Niemand sie bemerkt, nicht ein Mal die Professoren, welche sich doch darauf verstehen sollten."

"Mußt Du wirklich nach Schwarzburg zurück?" fragte Hilda und wurde plötzlich ernst.

"Ja, aber es ist das letzte Mal. Es wird uns nicht lange dünken, es ist noch so viel zu thun."

"Rein, es wird uns nicht lange vorkommen", antwortete Hilda, denn sie dachte an alles, was sie und ihre Mutter noch vor der Hochzeit zu thun hatten. „Aber die langen

Zeiten sind nicht immer die traurigen“, setzte sie wehmüthig hinzu.

„Ich werde zu Weihnachten hier sein“, sagte Greif. „Und im neuen Jahr werden wir heirathen, und dann — müssen wir überlegen, was wir thun werden.“

„Wir wollen in Siegmundskron wohnen, wie Du erst sagtest, nicht wahr?“

„Ja, aber zuvor wollen wir für einige Zeit fortgehen.“

„Fort? Warum denn?“

„Man reist immer nach der Hochzeit. Wir wollen nach Italien reisen, oder wohin Du sonst willst.“

„Aber weshalb müssen wir verreisen?“ fragte Hilba bange. „Glaubst Du, wir würden hier nicht eben so glücklich sein als an irgend einem andern Ort? O, ich könnte nicht fern von dem lieben Walbe leben!“

„Aber, Schatz, Du hast noch nie eine Stadt gesehen, überhaupt noch gar nichts von der Welt. Möchtest Du nicht wissen, wie es hinter den Bäumen aussieht?“

„Mit der Zeit wohl, ja ich möchte es alles kennen lernen. Aber ich möchte, das arme alte Siegmundskron könnte sehen, wie glücklich wir sein werden. Ich denke, die grauen Thürme werden an dem Tage aussehen, als ob sie lachten und die hohen Tannen — Greif, sie haben meines Urgroßvaters Hochzeit mitangesehen! Ich möchte lieber noch ein Weilchen in der alten Heimath bleiben. Und Du bist ja überdies so viel gereist, daß Du mir an den langen Abenden beim Feuer von Italien erzählen kannst, und das wird mir eben so viel Freude machen, weil Du dann immer bei mir sein wirst.“

„Ich danke Dir, mein Liebling,“ sagte Greif zärtlich, indem er ihre Wange an die seine zog; an jenem Nachmittag sprach er nicht mehr von der Hochzeitsreise.